

5

Dr. Lagen

Med. 1835

C
Freimüthig, wahr und deutlich,

zu

dem Herrn

Hofapotheker Meyer

in Stettin

gesprochen,

über seine Schrift:

Was fordern die Medicinal-Ordnungen von den
Apothekern? und über Arzt- und Apotheker-
wesen

[Seal] von
G. C. W. Sponitzer

d. A. G. D. Königl. Preuss. Neumärkischem Medicinal-
und Sanitäts-Rathe, ehemaligem Feldstaabs-Medicus,
zeitigem Hof- und Garnison-Medicus, wie auch
Land- und Stadt-Physicus zu Cüstrin.

Berlin 1805,

bei Gottlieb Wilhelm Müller.

— — — *Qui miscuit, utile dulci!*

Parcere subjectis, et debellare superbos!

Ehre den Arzt! denn der Herr, hat ihn erschaffen!

G 70/75

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Den
sämtlichen
Ärzten, Wundärzten
und
Apothekern,
in
den Preussischen Staaten,
gewidmet
von dem
V e r f a s s e r.

ALLEN, J. H.

APR 1871

ALLEN, J. H.

ALLEN, J. H.

Vor Erinnerung.

In jüngern Jahren, mochte Herr Hofapotheker Meyer wahrscheinlich seine jetzt zu beurtheilende Schrift, so wohl dem Gehalt als der Form nach, zu einer andern Ansicht des sachkundigen Publikums gebracht, Vieles nicht so oberflächlich, schief und unpassend bei manchem Guten vorgetragen haben als jetzt geschehen ist; das man in jener Hinsicht füglich übersehen könnte, wenn nicht zugleich ein bitterer Zug des Gemüths, Übellaune mit Animosität gegen Geschäftsverwandte, so gar gegen Landesgesetze gepaart hätte, und in diesen Rücksichten wird daher diese Schrift, leider nicht, den so nöthigen Frieden unter Ärzten und Apothekern befördern.

Welches möglich Gute, mogte er wohl durch sie befördern wollen? Soll sie Verbesserungen im Medicinalwesen, oder vielmehr Veränderungen, (S. 223) beabsichtigen? — Das kann sie nicht, denn sie macht über manche gute, untadelhafte Verordnungen, unwürdige Anmerkungen und erfüllt also im Voraus schon die competenten Behörden, vor deren Forum sie zunächst gehöret, mit Abneigung und Unwillen gegen sich. Soll sie Ärzte und Apotheker, einander nähern? — dann müßte sie den Ärzten aber nicht unverdiente Gebrechen vorrücken; sie kann also jene bloß erbittern. Soll sie das große Publikum, über die in Rede stehende Angelegenheit belehren? — dann müßte dieses kompetenter Richter seyn, um von H. M., nicht irre geleitet werden zu können. — Soll sie bloß einen alten Groll gegen ärztliche Individuen befriedigen? — so hätte sie diesen, nicht dem ganzen Stand der Ärzte entgelten lassen, das große Publikum damit verschonen, und H. M. an

das *Calumniare audacter* etc. denken sollen; und dieser unlautere Zug, giebt auch fast den einzigen Gesichtspunct, zur Betrachtung der Schrift selbst ab. Fast überall blickt der gereizte Mann hindurch, als wieder Unlauterkeit eines selbstsüchtigen, aber doch das allgemeine Beste vor-schützenden Zweckes. (S. V. u. VI.) Was soll man übrigens von einem Manne denken, welcher (S. 224) seine Vorschläge, zum Theil für scherzhaft erklärt, und doch Ärgerniß, dadurch geben konnte? —

Gern hätte ich dem Verfasser dieses Objects, meine Rügen zum Selbstverlag angeboten, um ihn ohnerachtet des Gewinnstes, welchen ihm die Herausgabe seiner Schrift bringt, einigermaassen für das Ungemach, daß ihm die Ärzte und das Medicinalwesen angethan haben, zu entschädigen; er hatte sogar die größte Verbindlichkeit dazu gehabt, weil er sie doch eigentlich veranlafte; wenn ich nicht fürchten mußte, daß die dieserhalb zu eröffnenden Unterhandlungen, diese wider

meinen Willen, und durch nothwendige Umstände, von einem andern als anfänglich bestimmten Verleger, in Verlag genommen und daher verspätete Schrift noch länger dem Publikum vorenthalten, ja wohl die Erscheinung derselben (zum grossen Verlust für dasselbe), gar hintertrieben haben (möchten).

Übrigens erkläre ich, dafs ich den H. M., nur aus seinem Ruf kenne, und in gar keiner Verbindung mit ihm stehe, und dafs mich nur die oben angegebenen Ursachen, zur Untersuchung derselben, veranlafst haben, um zugleich das Gute in ihr, das aber leider unter so bewandten Umständen, auf einen unfruchtbaren Acker gefallen ist, gerecht zu würdigen.

Cüstrin d. 25. Sept. 1804.

Der Verfasser.

Wer zu einem groſſen gemischten Publikum sprechen will, muſs vor allen Dingen zuvor erwägen, daſs er alsdann bloſs ſolche Gegenstände vorzutragen habe, welche ohne beſondere wiſſenſchaftliche, oder Kunſtkenntniſſe verſtanden werden können; ſonſt wählt er ſich incompetent Richter, giebt zu ſchiefen, ungegründeten und unbilligen Urtheilen und oft einer guten Sache ſchädlich werdenden Vorurtheilen, Gelegenheit. Daher muſs ein jeder Schriftſteller im Voraus bemerken, für wen ſeine Schrift eigentlich beſtimmt ſey; wenn alsdann noch unbefugte Leſer, ſich an ſie wagen, ſo iſt dies nicht des Schriftſtellers Schuld.

Dem Inhalt nach zu urtheilen, sollte nun freilich diese Abhandlung des H. M. für die Ärzte bestimmt seyn; dies hätte aber besonders auf dem Titelblatte, zur Vermeidung des öffentlichen Ärgernisses, und damit H. M. die Käufer nicht um ihr Geld bringe, bemerkt werden müssen. Wer diese Schrift nicht würdigen kann, und sie doch liest, (denn wer lieset Jetzt nicht!) — glaubt doch, er verstehe sie, und ist er schadenfroh, so spricht er denn leicht hin: H. M. habe den Ärzten, tüchtig den Text gelesen, treibt nun seinen Spott, mit der Angelegenheit einer großen, nothwendigen und würdigen Classe der Staats-Bürger, schöpft Mißtrauen, und ist er unverständlich genug, auch wohl verächtliche Gesinnungen gegen sie. Er geht daher wohl um so eher zu dem Apotheker, weil er glaubt, dieser wisse ja alles noch besser, als der Arzt; was der Unaufgeklärte ohnehin schon glaubt, je größer die Officin des Apothekers, und je mehr bemahlte (und oft leere) Gefäße darin sind: denn er schließt, wer die Mittel zur Erlangung der Gesundheit besitzt, muß ja ihren Nutzen besser kennen, als derjenige, welcher

ihn nur zu einem Andern schickt, und findet überdem dabei es weniger kostspielig, den Rath mit dem Mittel zugleich zu erhalten, als für beide einzeln, und also doppelt zu bezahlen.

Dies wissen auch gewisse Apotheker sehr wohl, wenn sie gegen Gesetze und Eid den Rathsuchenden ihre Mittel austheilen, statt sie ihn an einen Arzt verweisen sollten. H. M. begünstiget also ohnstreitig polizeiwidrige Handlungen, befördert damit den Nachtheil einer grossen Classe von Menschen, und giebt zu schädlicher Quacksalberei Gelegenheit. —

Um nun die Ärzte recht im Bloßen zu stellen, prüfet er die von ihnen abgefaßten, und von verschiedenen Landes-Obrigkeiten publicirten Medicinal-Ordnungen, worunter die Lippische und Münstersche, am übelsten wegkommen. Seine Methode hiebei ist vorzüglich diese, daß er Alles, was die Ärzte gesagt haben, die Critik, es sey Gutes oder Böses, passiren läßt, um Gelegenheit zu haben, recht viel darüber zu reden, die besten und nützlichsten Gesetze zu tadlen, und wie wohl über Zeitungen geschwatzet wird, einen

Senf über Dinge zum Zeitvertreib auszugießen, worüber sich oft nichts Tadelhaftes sagen läßt. —

H. M. scheint mir zum Schriftsteller dieser Art, zu alt geworden zu seyn. Hätte er nur specielle Erörterungen über bestimmte Gegenstände der Chemie, Pharmacie und Botanik geliefert, wie schon sonst rühmlichst, von ihm geschah, so würde er wirklich dadurch nützlich geworden seyn.

Was ist denn gegen die vielen, in der Lippischen Medicinal-Ordnung enthaltenen vortrefflichen Vorschriften, z. B. gegen die Prüfung der Lehrlinge der Apotheker durch den Physikus einzuwenden? (S. 2. der Schrift des H. Meyer). Sollte man dem Physikus nicht so viel Kenntniss der lateinischen Sprache und der Orthographie, um darnach einen Lehrling prüfen zu können, zutrauen? Solche elende, von diesen Kenntnissen entblößte Physiker, sind mir noch nicht vorgekommen, und giebt es deren, wie denn doch unter tausend Fällen wohl kaum Einer vorkommen kann, so findet man solche Subjekte in allen Fächern, und H. M. muß deswegen nicht alle Physiker, verdächtig ma-

chen. Welch ein Schluss wäre wohl folgender: ich habe schon Apotheker in schlechten schriftlichen Aufsätzen kennen gelernt, also muß man keinen zum Beisitzer eines Collegii medici ernennen, weil man nur lauter schlechte Berichte über eine gerichtliche chemische Aufgabe, von ihnen zu erwarten hat. Wohin würde diese Art zu Schliessen wohl führen? Und sollte man von dem Physikus, nicht die Anfangsgründe der Botanik, Naturkunde, und pharmaceutischen Chemie, erwarten dürfen (S. 3.) —? Wirklich H. M. ist, auf eine eigene Art, in die unglückliche Bekanntschaft lauter solcher elender Physiker gerathen! — Eine schöne Eloge für die obersten Behörden, welche solche elende Leute tüchtig zu ihren Posten senden! — Billig müßte H. M., zum General-Assessor, bei allen medicinischen Collegien ernannt werden, damit nicht mehr zum öffentlichen Ärgerniß, solche unwissende Männer angestellt würden! Welch' ein Labsal würde das für männiglich seyn, wenn er bei jedem Verstoß wider die Anfangs-Gründe ihrer Kunst, diesen armen Leuten, welche vor Angst und Zagen kaum zu ihm aufzuschauen

wagen dürften, ein *pudeat te*, oder wenn ihm das Latein zu beschwerlich fiele, — ein: schämen sie sich, entgegen donnern, und die Zuhörer sich in die Ohren raunen könnten: das ist doch ein Herr! —

Wie weitläufig und ermüdend für meine Leser müßte ich werden, wenn ich alle diejenigen Eigenschaften, welche die Gesetze bei den Ärzten, denen die Prüfung der Apotheker anvertraut ist, mit Gnade voraussetzen können, und welche H. M. ihnen abspricht, hier einzeln durchgehen wollte. Ich will daher nur das auffallendste in seiner Kritik beleuchten, und man wird finden, daß des H. M. Tadel gegen diese Verordnungen selbst, in so fern man darnach die Qualifikation so wohl der Apotheker, als der Physiker beurtheilen soll, höchst wunderlich, unpassend und beleidigend ist.

Diese Verordnungen, höchst gerechten und billigen Forderungen beziehen sich nemlich (S. 3.):

- 1) „auf die Rechtschaffenheit und Treue
 „der anzustellenden Apotheker; auf die
 „instruktive Prüfung des Candidaten
 „über seine theoretischen und prakti-

„schen Kenntnisse in der Kräuterkunde,
 „durch die Medicinal-Räthe einer Re-
 „gierungs-Commission (im Lippischen),
 „nach vorzulegenden Exemplaren von
 „verschiedenen officiellen Pflanzen, deren
 „systematischen und Apotheker-Benen-
 „nung, die Unterscheidungs-Zeichen von
 „andern ähnlichen Pflanzen, und was beim
 „Einsammeln und Trocknen derselben,
 „zu bemerken ist.“

2) „Auf die Prüfung der Candidaten, über
 „verschiedene, so wohl einfache als zu-
 „bereitete Arzneimittel, deren Güte und
 „Ächtheit, oder deren Verdorbenheit
 „und Verfälschung (Verfälschheit). (Sei-
 „te 4.).

3) „Auf die Verfertigungsart, irgend eines
 „zu bereitenden Arzneimittels, z. B. des
 „versüßten Salpeter-Geistes, des Vitriol-
 „Naphta, des wesentlichen Weinsteinsal-
 „zes u. s. w., und die Erklärung und
 „Auslegung des Prozesses, nach den
 „Grundsätzen der Chemie, mit Rück-
 „sicht hiebei auf die Kenntnisse des
 „Candidaten in der lateinischen Spra-
 „che.“

4) „Auf die Verfertigung oder Zubereitungsart eines versüßten Geistes, und eines durch Schmelzung zu bereitenden Arzneimittels, oder die Verfertigung einiger andern chemischen Arzneien, wozu gehört, dals der Candidat die ihm aufgegebenen Prozesse, in einer Haupt-Apotheke und in Beiseyn eines Medicinal-Rathes, selbst machen und zugleich ein Journal über die chemischen Arbeiten aufsetzen soll.“

5) „Es verlangt ferner diese Medicinalordnung, dals diejenigen, welche eine kleine Apotheke übernehmen wollen, wenigstens drei Jahre conditionirt haben sollen u. s. w.“

6) „Dals sie ihre Officin mit ächten und unverdorbenen Waaren etc. beständig versehen u. s. w.“ (S. 6.)

und überhaupt ähnliche, einer guten Staats-Polizei unentbehrliche Dinge, welches grösstentheils alles, auch in unserer Preussischen Apotheker - Ordnung befohlen wird. Ist es daher nicht unbegreiflich, wenn H. M. diese schätzbaren Verordnungen zum Gegenstand des Tadels macht, und besonders hämisch

genug, über die erwähnte Führung des Journals der Apotheker bemerkt;

„daß ein tüchtiger Apotheker, hierüber
 „wohl ein sichereres Urtheil fällen wür-
 „de, als viele Medicinal - Räthe und
 „Physiker.“

H. M. muß ein allwissender Mann seyn, wenn er sich überhaupt anmaßt, den Ärzten die Beurtheilung der obigen ausgezogenen Gegenstände, welche zu der Kenntniß einer Apotheke gehören, abzusprechen. Es giebt Ärzte genug, welche theils die Apothekerkunst erlernten, theils sie als Lieblings-Studium, cultivirten, z. B. Richter, Hildebrannt, Hahnemann, Fuchs u. s. w. und viele, sehr viele giebt es auch gewiß unter den 6000 Ärzten Deutschlands, welche H. M. unmöglich alle prüfen kann, wenn er auch den guten Willen dazu hätte, und welchen die Regierungen gewiß mit Sicherheit, die Aufsicht über das Apothekenwesen, ohne Furcht dem H. M. dadurch mißfällig zu werden, anvertrauen können. H. M. hätte also diese Männer sämmtlich erst prüfen sollen, ehe er so absprechend zu urtheilen wagen dürfen. Darf er von seinem kleinen

Gesichtskreise auf das Ganze schliessen? — und was die Beurtheilung des Journals, wovon er solch Aufhebens macht, betrifft, so ist dies doch so Etwas wichtiges nicht, daß ein Arzt dergleichen nicht begreifen könnte. Es bleibt allerdings ausgemacht, daß ein praktischer Apotheker, der sich lediglich seiner Officin widmet, mehr Uebung und Fertigkeit in chemischen und pharmaceutischen Arbeiten besitzen werde, als ein Arzt, welcher zur Anstellung chemischer Prozesse keine Zeit hat. Daher verordnen ja auch mehrere Medicinal-Ordnungen, z. B. die Preussische, das Beiseyn und die Beihülfe eines Apothekers bei pharmaceutischen Prüfungen. Dies hat aber H. M. wohl weißlich vergessen, um den Ärzten nur wehe thun zu können. Ein vernünftiger Medicinal-Rath, oder Physikus wird ja auch diese Einrichtung sehr löblich finden, den pharmaceutischen Beisitzer immer schätzen, und auf sein Urtheil billige Rücksicht nehmen: Denn *non omnia possumus omnes*, aber die Direction des Ganzen, wird sich der Arzt nicht nehmen lassen dürfen, weil es ein Mahl keine verkehrte medicinisch, pharmaceutische, che-

mische Welt geben soll, und es nicht viel
 besser darin hergehen würde, als in der
 vor nicht gar zu lange projectirten vereinigt-
 en Juden- und Christen-Welt. Natürlich
 hätte der Name Juda die Christen-Kin-
 der über Bord geworfen, und so würde der
 Apotheker es auch mit den Ärzten machen.
 Wer das Kreutz hat segnet sich, — und hat
 auch ein Recht dazu: denn von einem pro-
 movirten und approbirten Arzt, darf ich
 doch mit Grunde, ein besseres und gründ-
 liches Studium erwarten, als von einem
 Apotheker, welchem Lage, Umstände und
 Vermögen nicht diese gelehrte Erziehung
 verstatten, und welcher er, unter uns gesagt,
 auch nicht bedarf. So lange daher der Apo-
 theker unter guter Controlle gehalten wird,
 ist ihm auch keine andere Bildung nöthig,
 als diejenige, welche er als Künstler braucht.
 Ich bin weit entfernt, diesen ehrwürdigen
 und höchst nützlichen Stand, von dessen
 Fleiß und Rechtschaffenheit, das Wohl so
 vieler tausend Menschen abhängt, weniger
 zu schätzen, als er es verdient; aber *ne su-
 tor ultra crepidam*; der Apotheker ist in
 seinem Fach angestellt, und dabei bleibe er.

Wird der Apotheker nicht genug geehrt? Kann er im Preussischen hierüber klagen, warum will er denn nun die Ärzte verdrängen? — Oder soll die Medicinal - Ordnung deshalb geändert, das Oberste zu unten gekehrt werden? Man Sorge nur für die strengste Prüfung der Medicinal - Personen eines jeden Fachs, und daran fehlt es bei uns wahrlich nicht, so hat es keine Gefahr, daß die Ärzte nicht gute Apotheker Visitatoren und Examinatoren seyn sollten. Daß rüddige Schafe mit unterlaufen, das ist ja so natürlich, als es schlechte Apotheker genug giebt, welche sich auf die träge Seite, auf merkantilische Spekulationen legen, und daher gewiß nicht weiter stark studiren.

Besonders haben manche der Ältern ihre Noth, mit dem lateinischen Dispensatorium. Sind denn alle Apotheker, Wieglebs, Westrums, Klaproths, Meyers, Hermbstädt's? u. s. w. und da dem nicht also ist, da nur ein kleiner Theil unter ihnen, am pharmaceutisch-chemischen Himmel glänzt, so würde es eben so gewagt seyn, sie alle zu Directoren, als alle Ärzte ohne Unterschied zu Medicinal-Räthen, zu ernennen.

nen. Nach H. M. Methode aber zu schließen: ich kenne nur wenig gute Ärzte, also muß es wohl nicht viele unter ihnen geben, dies ist wohl keiner Logik conform. Es wäre wohl gut, wenn beide Classen untadelhaft wären; aber die Weltregierung hat das bis jetzt anders gewollt; nirgend wird ja Etwas vollkommenes gefunden. Erreichten aber Arznei und Apotheker-Kunst ihren höchsten Gipfel, so würde wohl Niemand mehr sterben, offenbar daher der Raum für die Lebendigen zu eng werden, und wo wollten wir beide dann noch Platz finden? — Schon diese wichtige Bedenklichkeit, hätte H. M. Beschwerden über schlechte Physiker, Etwas mäßigen sollen; es müßte ja öffentliches *bellum omnium contra omnes* über die Subsistenz, und mehr Elend daher entstehen, als alle schlechte Ärzte nur je stiften könnten. —

So fährt H. M. fort, die vortrefflichen Verordnungen der Lippischen Gesetze, für die Apotheker abzuschreiben, oft in nicht geringer Verlegenheit, den gegründeten Tadel zu finden, wo es keinen giebt. Der Leser aber wird zweifeln, ob bei den zu nichts

führenden Anmerkungen H. M. diese Verordnung habe bloß nachdrucken oder recensiren wollen.

Bei Gelegenheit der Verordnung (S. 8.), „daß die Apotheker, wie die Kaufleute, ein „paginirtes Buch führen, und in diesem alle „eingelieferte Recepte, nebst dem Namen des „Arztes, auch den Bürgen oder den Abholer, „den Kranken und seinen Wohnort, Datum „und Preis einschreiben sollen, ruft er aus: „„welche rasende Schreiberei!““ Dieses „Einschreiben soll der approbirte Besitzer „der Apotheke selbst, und jedes Mal an dem „Tage thun, an welchem das Recept „fertiget worden, also“ setzt H. M. hinzu, „hat er nicht ein Mal am Abend, eine ruhige Stunde!“

Wie? soll das eine nicht zu bestreitende *) Arbeit seyn? Der Apotheker darf sich

*) Der Ausdruck: „eine rasende Arbeit“ ist ein verunglückter Metapher niedrig comischen Styls in der Aesthetik. Der Kopf ist zu bedauern, welcher hievon schon rasend wird! —

ja nur eine Tabelle nach Rubriken verfertigen, dann ist die Eintragung der verlangten Artikel das Werk einer halben Viertelstunde. Er darf nur die Lehrlinge von der Hand weisen, welche nicht schreiben können, und die eingetragenen Sachen selbst revidiren. Sollte der Apotheker des Abends nicht in Gesellschaft gehen? Diese Einrichtung ist darum ja höchst nöthig, um die schädlichen Wirkungen der Mittel, Verstosse und Fehler bei Bereitung derselben auszumitteln. Es heisst, wer ein Amt hat, der warte des Amts — oder er begeben sich dessen. Ich versichere den H. M., daß ich täglich, seit Anfange meiner sechzehnjährigen Praxis, alle meine Kranken namentlich nach Alter, Constitution, Lebensart, Zufällen, und deren Krankheits-Geschichte, nebst den ihnen verordneten Mitteln und über deren Wirkung, in special und General-Tabellen eingetragen, und diese Arbeit bis heut treulich fortgesetzt habe, ohne daß sie mir bei einer nicht unbedeutenden Praxis, neben andern nun noch hinzugekommenen mancherlei ökonomischen, officiellen und schriftstellerischen Geschäften lästig geworden wäre; obgleich ich sie mit

Grund und mit einer ähnlichen Methapher krönen könnte: wobei mir denn doch noch immer zur Erholung ein Stündchen übrig bleibt. — Wozu also nun ein solches Aufheben über unbedeutende Dinge? —

Ein (zum mindesten genannt) höchst Unbedachtsamer, kann sich auch nur darüber widrige Bemerkungen erlauben, daß „dem Apotheker (S. 9.) bei dem Verkauf „der Gifte anbefohlen wird, solche jedes „Mal selbst wohl einzupacken, zu versiegeln, und auf das Päckchen mit großen „Buchstaben, GIFT, zu schreiben. Dies verordnet auch die revidirte Preussische Apotheker-Ordnung, de dato Berlin den 11ten „October 1801. (S. 29.). Ich weiß daher „nicht, was ich von H. M. denken soll! — „Diese Vorsichts-Maßregeln, wozu die „triffigsten Gründe in der angeführten Ver- „ordnung enthalten sind, sind ja ohnehin „in ihren Ursachen jeden Layen sonnenklar „und an sich höchst nothwendig. Ich werde mit dem größten Unwillen über ihn, „indem ich dies schreibe, erfüllt, und darf „darüber wohl keine Bemerkungen weiter „hinzufügen. Wie selten wird wohl Gift ge-
fordert,

„fordert, daß der Apotheker deswegen nöthig hätte, sich mit den nöthigen Vorsichtsmafsregeln bei ihrer Austheilung oft zu beschweren!! — Wird denn etwa so sehr viel Gift in Stettin verkauft? — so viel ich weifs, hat dieser Ort doch nicht mehr Mäuse und Ratten, als ein anderer; und von absichtlich veranlafsten Unglücksfällen hört man doch auch eben Gottlob nicht dort, weil die Leute an diesem angenehmen Ort, eher Lust zu leben haben, als irgendwo. Hat H. M. lauter Subjekte mit Ulysses Weisheit? sollte er daher nicht immer selbst bei dem Verbrauch der Gifte zugegen seyn? — Aber er wollte gern tadeln, und er ergreift die Gelegenheit dazu bei den Haaren — darum, weil die Ärzte die Verordnung entworfen haben. Qualificirt sich seine Apotheke nicht zur Visitation, da er so leichtsinnig über die Gifte denkt? Hat er nicht Lehrlinge? giebt er diesen ein gutes Beispiel durch solche Äußerungen!!“ —

Daß die Apotheker „weder bei Tage noch bei Nacht ohne Vorwissen des Physikus verreisen sollen“ (S. 10.), ist eine löbliche Verordnung (siehe auch die oben ange-

führte Preussische Apotheker-Ordnung S. 16., welche von mehrern Tagen der Abwesenheit spricht). Denn es fallen in dieser Zeit leicht Unordnungen vor, und mit Menschenleben ist nicht zu scherzen. Leider sind manche Apotheker ganze Tage hindurch auf der Jagd und auf Reisen, und zu Hause geht es dann leicht bunt her. Discipuli und Subjecta, schauen öfters den Mädchen in den Busen, statt in das Recept zu schauen, und treiben nebenbei manches Kurzweil mit ihnen; daher es kommen kann, daß der Kranke statt Magnesia, Salpeter, ein Anderer statt destillirten Wasser, Weingeist erhält. Deswegen kann es nicht schaden, daß der Apotheker in Ermangelung eines tüchtigen vereideten Provisors, fein zu Hause bleibt; der Mann warte des Amts: er ist des letztern wegen da, nicht umgekehrt. Und mag es in H. M. Apotheke so ordentlich wie möglich zugehen, so müßte er doch auf seine Collegien Rücksicht nehmen, welche wohl nicht alle in seiner Lage seyn können: *quod bene notandum.* —

Eben so unrecht ist es auch daher, daß H. M. sich so sehr „über die Strafen, welche

„auf Versäumung der Absonderung der Gifte, Dispensation unwirksamer Mittel, Fehler in der Signatur, Verfertigung der Recepte ohne Namen des Verfassers, Pfuscheri der Apotheker, auf die Nachlässigkeit der Verfertigung solcher Recepte von Lehrlingen, welche Gift enthalten u. s. w. beziehen“ (S. 12.), beschweret. Es kommt hierbei nicht auf die bestimmte Strafe von Goldgülden, sondern überhaupt auf empfindliche Bestrafung solcher Vergehungen an. Was läßt sich Vernünftiges dagegen einwenden? Nur ein Liebloser, dem Menschenleben ein Spiel ist, kann dagegen Etwas haben! — ich kenne H. M. zum Glück von einer bessern Seite, wie kommt er aber in aller Welt dazu, diese heilsame Verordnungen zu tadeln?? —

Nach Uebergehung einiger zu unwichtigen Rügen, kann ich jetzt auf H. M. Klage, (S. 14.) „daß der Apotheker gar nicht im Stande sey, solche Lehrlinge (wie doch verordnet sey), welche Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen, zu wählen, sondern sie nehmen müsse, wie er sie finde,“ und dies geschehe aus dem Grunde, „weil die Eltern

„der jungen Leute, so wie das Publicum
 „überhaupt, nur die Ärzte nicht, von dem
 „Wahn zurückgekommen zu seyn scheinen,
 „dass der Apotheker bei den mehrern Pro-
 „centen, welche er nehme, auch ein reicher
 „Mann werden müsse, und die Eltern ihre
 „Kinder daher nicht mehr so häufig als ehe-
 „dem, zu diesem mühsamen Fache bestimm-
 „ten u. s. w.“ Ich antworte hierauf: die
 Discipuln des Apothekers, sind nicht für ihn,
 sondern für den Staat künftig bestimmt; da-
 her muß der Apotheker keinen Lehrling mit
 Mängeln gegen die Gesetze, aufnehmen. Es
 ist hier aber wieder von dem H. M. ein *partu-
 riunt montes* (wie mit dem meisten Geschrei
 desselben der Fall ist,) erhoben worden.
 Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen,
 und den Anfangsgründen der Humaniorum,
 wird ja in einer jeden mittelmässigen Schule
 ertheilt. *Ex quovis ligno* wird freilich kein
Mercurius, aber das bedarf es auch nach
 obigen nicht, und so viele *discipuli non
 emunctae naris* trifft man auch nicht an,
 als H. M. meint. Es giebt gute Köpfe ge-
 nug unter den jungen Leuten: — der Apo-
 theker Sorge daher nur für den guten Ruf

seiner Apotheke, seines Unterrichts, und der Behandlung der Lehrlinge, so wird er immer das Aussuchen unter ihnen haben, und die Eltern werden ihm ihre Kinder schon zuführen. Es ist auch offenbar unwahr, daß jetzt weniger junge Leute als sonst, sich dem Apotheker - Stande widmen sollten. Mag es vielleicht in Stettin der Fall seyn? — Woher weiß also H. M., daß es auch in dem übrigen Deutschland so sey? — Hier in Cüstrin fehlt es nicht an solchen jungen Leuten, und könnten die Kenntnisse der jungen Leute auch wohl besser seyn, als sie wirklich sind, so ist dies ein Uebelstand, welcher in einer jeden Disciplin jetzt statt hat, und von der allgemein herrschenden Nachlässigkeit und Seichtheit im Studiren, herrühret. Hat der junge Mensch aber nur einen guten Kopf, so ist es des Apothekers Pflicht durch gute Anweisung und fleißigen Unterricht, das ihm Fehlende zu ersetzen, und das Mangelhafte zu verbessern, und dies fruchtet mehr als alle die unnützen und größtentheils ungegründeten Jeremiaden. Daß aber die Eltern deswegen ihre Kinder nicht mehr so häufig wie sonst, dieser Kunst widmen sollten, weil sie

nicht mehr glauben, reiche Leute aus ihnen machen zu können, ist aus der Luft gegriffen. Die Vordersätze sind unerwiesen und falsch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, und der Schlusssatz es nicht minder. H. M. frage nur das Publikum, was es von dieser Heuchelei hält, und er wird erfahren, daß Jedermann (mit gutem Grund) noch so wie sonst glaubt: der Apotheker könne am leichtesten ein wohlhabender Mann werden. Daß er just reich werden müsse, ist weder nothwendig noch heilsam, weil diejenigen, welche reich werden wollen, in Versuchung und Stricke nach dem Evangelio gerathen. Dem Apotheker aber ist es gedeihlicher, er suche eher ein rechtschaffener, als ein reicher Mann zu werden. Die Kranken sind keine Schaaf, welche man scheeren muß. Wenn daher die Ärzte noch orthodox in diesem Punkt denken, so thun sie ganz recht daran. Ich wenigstens habe noch keinen Apotheker kennen gelernt, der nicht nach Umständen seiner Lokalität ein wohlhabender Mann war, er müßte denn ein schlechter Wirth oder unwissender Mann gewesen seyn. Ich könnte den H. M. vielmehr, (doch

nur *sub rosa*, denn *Exempla viventium sunt odiosa*) Apotheker zeigen, welche ohne Vermögen sich etablirten, in wenigen Jahren sich besser fühlten, eine starke Familie gut erzogen, gut versorgten, wohlhabend lebten, und doch noch so viel erübrigten, daß sie auf das Alter vor Sorgen gesichert waren. Der vor mehrern Jahren hieselbst verstorbene Hof-Apotheker Joachimi hat mich oft versichert, seine Apotheke mit leerer Tasche hier betreten, sie nach dem Brande im siebenjährigen Kriege erbaut und eingerichtet zu haben, und doch brachte er sie in wenigen Jahren durch eine richtige Ökonomie in solchen Flor, daß seine nunmehr auch verstorbene Wittwe sehr anständig nach seinem Tode leben, und ein beträchtliches Vermögen hinterlassen konnte. — Was will der Apotheker mehr? — Man frage doch nur in kleinen Städten, nach dem angesehensten und wohlhabendsten Mann; immer wird die Antwort seyn: das ist unser Apotheker!! Wird der Apotheker zuweilen banquerot, so ist das immer (besondere seltene Unglücksfälle als Ursach, z. B. Feuerschaden, langwierige Krankheiten ausgenommen), seine Schuld.

Er vertieft sich etwa in kaufmännische Speculation, treibt Pferdehandel u. s. w. und hat keine Lust zu seinem Brodt - Geschäft: Kann er denn noch schreien, wenn er verarmt? Bleibe daher ein Jeder bei seinem Geschäfte, und nähre sich redlich, so wird das Gedeihen dazu von selbst kommen, das freilich ausbleiben muß, wenn die Apotheker den Kindern Israels in die Hände fallen müssen, und wenn sie auf ihre Leute nicht Acht haben, welche des Nachts mit ihren Consorten die Habe des Herrn verspielen und vertrinken, in den Tabagien und am Spieltisch sitzen. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn ihre Umstände immer mehr rückwärts gehen, und sie also nicht reich werden können. Die guten Wirthe unter ihnen kaufen Landgüther, verkaufen ihre Apotheken zu ungeheuern Preisen, und leben von ihren Renten.

O! hätte H. M. doch jene Schwachheiten nicht den Ärzten, welche zu klug sind, ihm auf das Wort zu glauben, erzählet!! Man kennt die Taxe der Herren, welche alles Geschrey's ohnerachtet, noch immer so wie die Pacht-Contrakte der Beamten ein-

gerichtet ist, daß sie dabei bestehen, und auch ein Glas Wein trinken können, wovon noch bei anderer Gelegenheit in dieser Schrift weitläufig im Detail gesprochen werden wird.

Ueberhaupt kann man unserer billigen und venerablen obersten Medicinal-Behörde, wohl vertrauen, daß sie den Apothekern keine Taxe zur Norm vorlegen lassen werde, wobei sie nicht bestehen könnten. Man sehe nur diejenige von 1801 bis 1804 an. Hier ist die edle Mittelstraße, in Rücksicht auf Publikum und Apotheker zur Richtschnur genommen worden. Was klagt H. M., was schreyt er über die Ärzte, welche die Taxen entworfen? —! Er ist ein Preussischer Apotheker, und hat daher Ursache mit seiner Taxe zufrieden zu seyn. Die Blümlein auf dem Felde, kosten ihn ja wenig oder nichts; die mineralischen Körper kauft er *en gros*, und macht den Detail-Händler, und davon hat er seine Procente. Verdirbt ihm etwas, so sind es Kräuter und Pflanzen, welche er ohne große Mühe, wieder, die übrigen Präparata und Composita aber, zu rechter Zeit gehörig anschaffen,

und vor dem Verderben gut verwahren kann.

Der Apotheker in kleinen Städten, hat freilich nach seiner Lage nicht immer den größten Absatz, kann aber doch bei einer guten Ökonomie fertig werden. Muß er immer reich seyn? Reich seyn ist ein relativer Begriff und heißt überhaupt mehr besitzen, als man nöthig hat. Dies Nöthig haben, bezieht sich aber auf Begriffe, welche individuel sind, und was verlangt nicht manche unersättliche Seele oft! — In unsern Tagen kann wohl kein Stand von Ueberfluß in seinem Erwerb sagen! — Tröste sich der Apotheker daher mit den übrigen Ständen, welche mit ihm in gleicher Lage sind. Haben ihm doch die Gesetze den Material-Verkauf in kleinen Städten, in dieser Hinsicht erlaubt, und wird er sich dabei nicht helfen können? — Es wäre wohl in vieler Hinsicht gut, wenn das nicht wäre, aber man hat die Billigkeit nicht aus den Augen setzen, dem Apotheker aber Nahrung verschaffen wollen, wenn seine besondere Lage, diese ihm nicht hinreichend verschaffte.

Der beste Beweis aber des Wohlstandes

der Apotheker im Ganzen, ist der hohe Preis, worin die Apotheken jetzt stehen. Bei jedem Verkauf derselben, wird dieser Preis ansehnlich erhöht, selbst da, wo Alles über den ersten hohen Verkaufs-Preis erstaunt, und die Käufer schaffen doch oft Vermögen, so wie die Beamten bei jeder neuen erhöhten Veranschlagung, doch nicht von ihren Pachtungs-Posten abgehen. Ich wüßte daher meine Kinder nicht besser zu versorgen, als wenn ich die Söhne dem Apothekerstande widmete, und die Töchter an Apotheker verheirathete, so wäre ich dann kein Stiefvater an ihnen, und ich selbst wünschte mich diesen Stand gewidmet zu haben, wozu es nunmehr zu spät ist. Die Ärzte werden also nicht auf H. M. Seite stehen, und seine Collegen werden ihm auch keinen Dank für seine Uebertreibungen wissen, denn wer eine anrühige Sache behauptet, muß allen dabei Verwickelten zum Eckstein werden.

H. M. fährt fort (S. 15.), nicht undeutlich zu behaupten: „daß die Ärzte erst bei „dem Apotheker in die Schule gehen sollten, ehe sie sich zu Gesetzgebern aufwür-

„fen.“ Das ist nur als Folgesatz des bisher Vorgetragenen, ein unzweckmäßiges, unpassendes und leeres Geschwätz; denn noch bis jetzt ist nichts von solchen Pflichten der Ärzte behauptet worden, die sie nicht leisten könnten. Oben schon habe ich von dem Unterschied des theoretischen und praktischen Wissens des Arztes, in der Chemie und Pharmacie gesprochen. Soll dieser in Rede stehende Satz nun heißen: Die Ärzte sollen alle in der Apotheke disciplinirt haben? so könnte das freilich nicht schaden, aber nothwendig ist es eben nicht, denn es raubt ihnen die Zeit zum eigenen Studium ihres an sich weitläufigen Fachs. Sie können sich die Kenntnisse des Apothekers aus guten Büchern anschaffen; das bloß praktisch-technische gehört für den Apotheker allein. Ein jeder praktische Arzt, muß sich aber so viel Kenntnisse, zur Beurtheilung der Güte eines Präparats erwerben, als er dazu nöthig hat. Sache des Staats ist es übrigens, durch gute Aufsicht, die groben Mängel einer Apotheke zu verhüten, und bemerkt er solche, wie es das Ansehen bei H. M. in Absicht der Gifte gewinnen könnte, so kann

er eine unvermuthete Visitation veranlassen, welche freilich in manchen Stücken nicht das bewirken kann, was sie wohl zu wünschen übrig liesse, doch aber immer dazu dienen kann, den Apotheker aufmerksam und thätig zu erhalten.

„Die geringsten Kleinigkeiten und Instrumente,“ (S. 16.) dürfen die Ärzte nicht so nothwendig, wie die Apotheker, kennen, weil ihnen diese Kenntniß nichts nützt. Daß „viele Ärzte aber Lehrstellen in allen „den Fächern, welche nur entfernt in ihr „Fach einschlagen, annehmen, ohne nur die „ersten Kenntnisse dieser Wissenschaft inne „zu haben,“ ist eine groſse Uebertreibung und Beleidigung für diejenige Behörde, welche sie tüchtig zu jenen Stellen gefunden hat. Die Prüfer der Ärzte, müßten entweder nun, hier bestochen worden, oder selbst höchst unwissend seyn. Das heißt wohl recht *de lana caprina* gesprochen. Apotheker können und sollen sie doch nicht werden, und was gehört denn Alles das, was sie sonst noch werden könnten, hierher. Meint H. M. den Professor der Chemie, Botanik? u. s. w. so würde doch dieser ohne

Prüfung auch nicht bestellt werden. Er scheint sich überhaupt nur, für den einzigen ehrlichen Mann *in rerum natura* zu halten, nach dem alten Spruch: ich danke dir Herr, daß ich nicht bin wie andere Leute. Der Arzt kann doch nicht über alle und jede *Minutissima* seines Fachs geprüfet werden? Würde H. M., wenn ihm dies begegnet wäre, nicht über rasende Chicane, (um mit seinen Worten zu sprechen), geklaget haben? — Man kann mit Recht vermuthen, daß wenn Jemand in den meisten wesentlichen Stücken seines Fachs, sattelfest befunden worden ist, er es auch in den übrigen seyn werde; *a potiori fiat conclusio a generali ad singulare*. Man hat ja nur nöthig, auf die Art, wie Jemand eine Frage beantwortet, aufmerksam zu seyn, um bald inne zu werden, ob er ein einsichtsvoller Mann sey, oder nicht? Es wäre doch höchst sonderbar, wenn man, um Jemand für tugendhaft zu erklären, so lange hiemit warten wollte, bis er sich von allen möglichen moralischen Seiten gezeigt hätte, und wer ist dann so Meister in seinem Fach, daß er nicht noch lernen könnte? Wo giebt es einen Panso-

phen? Alle unsere Gelehrsamkeit ist demnach relativ, Einer ist über den Andern, und zwischen nothwendig, nöthig und nützlich, ist doch überall ein bedeutender Unterschied. Die praktische Geschicklichkeit, modificirt sich nach den unendlich verschiedenen individuellen Verhältnissen und Vorfällen, im wirklichen Leben. Hat Jemand daher nur gute Grundsätze inne, und einen offenen Kopf, so wird er sich in Allem zu finden wissen. Der Apotheker hat bestimmte Vorschriften, diese lassen sich auf Grundsätze reduciren. Die Competenz dieser Apotheker-Prüfung steht aber den Ärzten zu, denn sie erlassen Vorschriften, an die Apotheker in Sachen ihres Fachs, nicht umgekehrt, folglich muß ich ihnen auch, die Aufsicht über sie zustehen; da man mit Recht voraussetzen darf, daß Niemand der Ärzte ohne gehörige Kenntniß jener Grundsätze, von der obern Behörde angestellet werden wird. Warum soll denn aber nur dem angesetzten Apotheker in Absicht seiner Kenntnisse, ein ausschließendes Privilegium, vollkommen allein Meister zu seyn, zustehen? Giebt es nicht schwache Brüder auch unter ihnen?

sollen sie darum, weil sie nicht lauter prädominirende Genies sind, ihres Amts entlassen werden?

Dafs der Apotheker (S. 16.) „nicht so „wie der Edelmann, General und Excellenz „werden könne, wenn er auch noch so früh- „zeitig“ (nach der Apotheker-Ordnung der Österreichischen Lombardey) „und von Kind- „heit an zu seinem künftigen Stande gebil- „det worden, und daher keinen Sporn zur „Ehre und Ruhm durch anzustrengende Thä- „tigkeit haben soll?“ verräth einen possier- lichen Hochmuth, und verdient eigentlich gar keine Widerlegung. Kann man die Verdienste des Apothekers, nicht auf eine andere Art belohnen, als durch eine Würde, welche nach unsern bestimmten Begriffen von ihr, für ihn gar nicht passen, und deren Ertheilung, diese Würde in seinen Verhältnissen, eher lächerlich machen, als ehren würde! Es muß doch eine Ordnung und ein Unterschied unter den Ständen seyn, und dann muß ja der Titel, auch mit den Einkünften, in Verhältniß stehen. Der reichste Apotheker, müßte also bald banquerot werden, wenn er einen Aufwand wie ein General-

General - Lieutenant, führen wollte! H. M. klagt ohnehin schon, daß die Apotheker keine Reichthümer erwerben können, was soll ihnen also denn dieser prächtige Titel? sie würden ja immer nur eine klägliche Figur, gleich den ärztlichen Excellenzen in gewissen Gegenden des deutschen Reichs, und den verarmten Baronen spielen, (wie man in des nun verstorbenen D. Ignatz Rieder: Arbeit und Lohn, der auf dem Lande angestellten Ärzte, Frankfurt und Leipzig 1788 lesen kann.) Da könnte H. M. erfahren, wie die Excellenz sich befindet, wenn sie durch den Koth waten muß. *Difficile est, satyram non scribere.* — Ein Rechtshaffener hat ja seine Belohnung in sich selbst; der Apotheker kann sein Publikum schon dadurch, daß ihm dieses immer tributarisch seyn muß, zur Achtung zwingen, welche er überdem auch nach seinem Stande, wie man täglich bemerken kann, in Gesellschaften gebührend findet. Ja, bekleidet er nicht oft eine Stelle im Magistrat, unter dem Titel, von Senator, Hofrath, Bürgermeister? u. s. w. Ist dies nicht ehrenvoll, genug? Ein jeder ist eine innerliche Excel-

lenz, der Kopf und Herz am rechten Fleck hat, und unter der äußern, ist oft kein innerer Glanz. Wir wollen daher lieber, alle andächtigen und bescheidne Apotheker folgendes kräftiges Stofsgebetlein, beten lassen:

Behüt uns lieber Herre Gott,
Vor unsers Collegen Uebermuth.
Zur Demuth gieb uns fort Gedeih'n;
Wir mögen kein Excellenzen seyn.
Rechtschaffenheit sey unsere Zier;
Dies bitten wir allein, von Dir.
Dem Collegen gieb mehr Bescheidenheit;
Welche uns Allen so herrlich kleid't! —

H. M. tadelt (S. 19.) „daß man von dem „Apotheker in kleinen Städten, die Kennt- „niß des Apothekers der größern Orte for- „dert, weil für jene zu wenig gesorgt wer- „de.“ Ich antworte: Leben und Gesund- heit der Einwohner kleiner Örter, ist so wichtig als der, an größern Örtern. Der Apotheker sey geschickt und fleißig, so wird er in kleinen Örtern nicht verderben. Sind denn die Ärzte der kleinen Städte weniger geprüft, als die in den größern? — Ich wünsche, daß auch unter den Apothekern

hier kein Unterschied statt fände. Ob übrigens für sie so schlecht gesorgt sey? wird sich unten finden.

Ich finde es sehr heilsam, daß (S. 20.) „die Apotheker (Lippische Med. Ord.) gehalten werden, ein Buch zu führen, worin „sie den Tag, an welchem sie einfache und „zusammengesetzte Arzneyen, von andern erhalten, und den Namen desjenigen, von „welchem sie ihnen geliefert worden, einschreiben sollen; damit sie bei Visitationen „Rede und Antwort davon geben können“. Denn geschieht dies nicht in der guten Absicht, daß man die Lieferanten wegen grober Verfälschungen und des daraus, dem Publico zufließenden Nachtheils, zur Verantwortung ziehen könne? Haben auch die Medicinal-Collegia in allen Fällen keine Jurisdiction über diese Lieferanten, (S. 21.) so können sie doch andere Obrigkeiten in dieser Hinsicht, zur Untersuchung dieser Verstöße requiriren, und den daher zu befürchtenden Schaden, auch zum Nutzen des auswärtigen Publikums und zur Zufriedenheit aller guten Obrigkeiten, abwenden helfen.

Eben so ist der Fall mit „dem beson-

„dern Receptbuch, in welchem die Apotheker
 „jedes verfertigte Recept an dem nehmlichen
 „Tage, als es verfertigt worden ist, wörtlich,
 „und zwar selbst, eintragen sollen“ (S. 21.
 L. M. O.) Dies dient zur genauen Revision
 und Erhaltung der Ordnung, bei vorfallen-
 den Mißverständnissen oder Fehlern in der
 Receptur. Muß nicht Verwirrung leicht, oh-
 ne solche Controlle entstehen; — wenn Re-
 cepte, an welchen gelegen ist, verlohren ge-
 hen? wie oft ist nicht bei gerichtlich medi-
 cinischen Untersuchungen, bei Vergiftungen,
 Puschereien, daran gelegen, des Recepts,
 worauf das schädliche Mittel verordnet war,
 habhaft zu werden? Wenn dies nun nicht
 mehr zu haben ist, wie soll denn der Ge-
 richtshof die Untersuchung führen!! und
 warum nennt H. M. dies: „eine unnütze
 „Schreiberei verursachen“? (S. 20.) Dies ist
 sie keinesweges, aus den angeführten Grün-
 den. Die Mühe dabei wird so groß auch
 nicht seyn, wenn der Apotheker mit seinen
 Leuten, Abends die eingetragenen Recepte
 collationirt, und bei nothwendigen Dingen
 jene nicht scheuet: Zeit muß sich aber hier-
 zu, wie zu allen nützlichen Dingen finden.

H. M. klagt so oft, daß die Ärzte dem Apotheker die Zeit verderben, aber der Apotheker muß sehr bequem seyn, der immer über Zeitmangel klagt. Nur Ordnung in allen Stücken eingeführt, und dieser wird denn nicht eintreten: Die elende Witzeley (S. 25.) „daß dann auch in diesem Buch, „für gelieferten Thran, um die Stiefeln damit zu schmieren u. s. w.“ eingetragen werden müßte, paßt hierher nicht, weil hier von bloßen Recepten die Rede ist, und der Apotheker seine Material-Waaren, nicht mit den Medicinalien vermengen soll: diese Unwürdigkeit, hätte ich hier nicht gesucht. — —

Was von S. 26 bis 30 über diese Materie gesagt worden, ist nicht bessern Gehalts. H. M. redet hin und her, widerlegt aber durch Lächerlichkeiten, gute Sachen nicht. Es kommt hiebei auch gar nicht darauf an, was Privat-Personen von dem Apotheker Alles verlangen, sondern was die gesetzliche Behörde verordnet hat. Ist es denn nicht längst bekannte gerechte Forderung, an ein Gesetz, daß es möglichst vollständig die Pflichten der Staatsdiener enthalte, und thut es

wohl dem Gesetz Eintrag, wenn sich die Geschäfte eines Mannes bei Befolgung desselben kreutzen? — Es ist ja eines Jeden Sache, sich nicht zu Mehrerm anheischig zu machen, als er nach seinen Kräften leisten kann. — Wer daher das Gegentheil thut, darf ja nicht über die Gesetze klagen. Die Pflichten der Apotheker werden einem Jeden sich Neuansetzenden, sogar zur eidlichen Be- theuerung der Nachachtung vorgelegt. Glaubt er sie nicht befolgen zu können, so muß er nicht seine Stelle antreten. Es geht bei der Anstellung in andern Fächern ja eben so zu, und ein jeder öffentlicher Staats-Diener, wird auf den Inhalt seiner Bestellung verpflichtet.

Die Bemerkung, (S. 31.) „dals die Apo- theken, ja nur die Taxe auf den Receipt, „durch geheime Zeichen illudiren, und sich „nach diesen, doch von den Patienten über „die Taxe bezahlen lassen dürfen,“ hätte ich mir nicht öffentlich erlaubt. Es kann freilich solche gewissenlose Menschen geben. Soll denn aber des Mißbrauchs wegen das Gesetz selbst aufgehoben werden? — und würden denn diese Uebertretungen, nicht

zu entdecken seyn? Auch unüberlegt ist der kekke, seichte, und beleidigende Ausfall gegen die medicinischen Collegia und Ärzte, welche dies Buch zur Controlle gegen unbefugte Receptschreiber und Pfuscher benutzen wollen, wenn H. M. sagt: (d. S.) „aber meine Herren, die Zunft der Kinder der Finsterniß, ist noch in dem Besitze jenes alten Vorrechts, welches sie schon zu Christus Zeiten ausübte, die Pfuscher sind oft klüger, als die Kinder des Lichts, die grauduirten Doktores.“

Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß H. M. in der orientalischen Geschichte sehr zu Hause ist, und daß schon zu Christus Zeiten Collegia medica existirt haben; eine wichtige Entdeckung eines Preussischen Hof-Apothekers!! — welche H. Kurt Sprengel zu Halle, in seiner neuen künftigen Auflage der Geschichte der Medicin, bestens benutzen kann. Schlimm genug, wenn H. M. nach diesen Äußerungen zu urtheilen, diesen Mißbrauch in seiner Apotheke begünstiget. Die Kinder der Finsterniß würden dies Vorrecht, worüber unser H. Verfasser wahrscheinlich Documente nachzuweisen hat,

nicht weiter zum Schaden des Publicums ausüben können, wenn die Apotheker gewissenhafter an ihren Eid, und die Medicinal-Ordnung dächten, und die, von keinem praktischen Arzt unterschriebene Recepte ohnverfertigt zurück gäben, oder sie, noch besser, der vorgesetzten Behörde, einreichen. Aber sie finden ihren Vorthail dabei. Das *lucri bonus odor* des Kaiser Vespasianus ist bei ihnen an der Tagesordnung. Was H. M. aber spöttisch hier, ein Vorrecht der Pfuscher nennt, heiße ich guten Gesetzen Hohn sprechen. — Höchstens kann man den Unfug der Pfuscher, aus der Connivenz des Staats, herleiten, deren beträchtliche Existenz so lange dauern wird, bis die gesetzlichen Einrichtungen, mehr Vollkommenheit, durch thätige praktische Aufklärung des Zeitalters, und durch mehrere Achtung für das Moral-Gesetz, erlangen werden. Es läßt sich nicht Alles durch Gesetze zwingen, wenn auch hier die gesetzliche Strafen strenger seyn und kräftiger executirt werden sollten, als wirklich zum Theil geschieht. Ueber Gemüther kann kein Staat herrschen. Ueberdem sagt Marmontel: *il y a mille emplois, qui peü*

remplir tout le monde, und hiernach würden die Pfuscher, welche auch jede Facultät hat, nie ganz auszurotten seyn. Auch ist es ohnmöglich einen jeden Pfuscher unter Aufsicht zu stellen; während Einer gestraft wird, sündigen Hundert andere stündlich von Neuem. Würden aber die guten Gesetze, von den Mitgliedern des Staats befolgt, so würde kein Pfuscher mehr sündigen können. Es pfuschert aber männiglich *de Pequin jusqu'a Rome*. Besser scheint der Zweck dieses Verbots, an die Bürger: sich eines Pfuschers zu bedienen, durch Untersagung zu erreichen zu seyn, davon unten mehr. — H. M. sollte aber als guter Staatsbürger, das Seinige eher zur Hemmung des Uebels beitragen, als darüber spotten, und was heißt das gesagt: die Pfuscher wären oft klüger als die rechtlichen Ärzte. H. M. urtheilt doch blos aus dem Erfolg der Cur, und das ist sehr seicht geurtheilt.

Der Pfuscher ist eine Person, welche zur Ausübung der Heilkunde, keine obrigkeitliche Erlaubniß hat, wird demnach bis sie diese erlangt, nicht für qualificirt gehalten; denn dem Staat können unmöglich die

Kenntnisse aller seiner Glieder bekannt seyn,
 und es geht ihm vor der Ausweisung der
 Individuen über diese Kenntniss, nichts an,
 daß mancher dem Sinne des Worts nach,
 kein Pfuscher ist. Es ist aber ja Niemand
 verboten, den Weg der Qualification einzu-
 schlagen. Sollte man ihn frei, nach H. M.,
 darum sein Wesen treiben lassen, weil die-
 ser glaubt, daß er oft klüger sey, als der
 wirkliche Arzt, so würde man es mit der
 Behörde zu thun haben, welche die Ärzte
 für tüchtig erklärten. Was diese aber that,
 geht Niemand Etwas an, und man muß ih-
 re Beschlüsse respectiren. Was Apelles
 dem überklugen Fußbekleider zurief, habe
 ich schon ein Mal lateinisch gesagt, darum
 lasse H. M. die Behörde, welche Qualificatio-
 nen ertheilet, verantworten, was sie thut,
 und sich keine graue Haare über ihre Be-
 schlüsse wachsen, enthalte sich aber als un-
 befugter Richter, sie bei dem Publicum ver-
 dächtig zu machen. Wohin möchte das
 wohl führen, wenn es allgemein erlaubt wür-
 de, gesetzliche Verfügungen zum Gegenstand
 eines Tadels zu machen, welcher von be-
 scheidenen Bemerkungen und Vorschlägen

zur Verbesserung, weit entfernt ist!! — Mag es immerhin manchen Rath geben, der nicht den allerbesten Rath zu geben weiß, demohngeachtet muß man ihn der guten Ordnung wegen doch so respektiren, als wenn er nicht besser seyn könnte. Mag man daher an vielen Gesetzen zu tadeln finden, so steht uns doch deshalb nicht zu, sie zu ändern. Schwache Brüder giebt es überall, deswegen muß man aber die Pfuscher nicht empfehlen.

Heißt es aber nicht den Sinn des Gesetzes muthwillig illudiren, wenn H. M. (Seite 32.) meint: „Die Pfuscher dürfen sich „nur die Mittel im Einzelnen aus der Apotheke holen, und sie selbst verbinden, so „hätten sie keine Recepte geschrieben.“ Die Apotheker sollen ja weder im Einzelnen noch in Zusammensetzung an Jemand anders, als an Ärzte Mittel verabfolgen lassen, besonders wenn sie voraussehen können, daß Jemand in dem er Salpeter zwei Quentchen, sechs Unzen Fliederwasser u. s. w. fordert, keine andere Absicht dabei haben könne, als sie zusammen zu mischen, um damit zu curiren, besonders wenn man

ihn schon von dieser Seite kennt. Ist denn das nicht gleich viel, ob Jemand diese Mittel einzeln, oder auf einen beschriebenen Streifen Papier verlangt? H. M. giebt hier noch oben ein den Pfuschern einen guten Rath, wie sie die Medicinal-Gesetze illudiren können, so wie alle seine ärgerlichen Spötteereien bloß dahin gehen, diese lächerlich zu machen. Ist das nicht höchst strafbar? — Fürchtet aber der Apotheker „das leidige „Receptbuch möchte ihm seine Einnahme „rauben helfen“ (S. 33.)? — nicht doch; er dürfte nur die Pfücher nicht selbst begünstigen, und ihre illegalen Recepte gleich confisciren; gute Aufsicht der Physiker über die Pfücher, würde dann das Uebrige thun, und diese könnten dann nicht so um sich greifen. Der Krämer aber (33 S.) wird hier auch kein Hinderniß werden, denn er darf in kleinen Quantitäten nur die ihm erlaubte Arzneimittel feil haben. Gelangt der Pfücher aber durch diesen doch dazu, so darf ja nur seine Mischung denunciirt werden, worauf die Apotheker am besten vigiliren können. Es ist übrigens auch gleich viel, ob die Medicin von dem Krämer oder von dem

Apotheker geholt worden sey, das Publicum hat immer gleich viel Nachtheil davon, denn die einfachsten Mittel, falsch angewendet, können immer schädlich wirken. Sollte der Apotheker daher mit gutem Gewissen wünschen können, der Pfuscher möchte lieber bei ihm, als bei dem Krämer verschreiben, damit er ihm nur das Geld nicht ver-
trage *)?

*) Aufrichtig zu gestehen, die Idiosyncrasie mancher Apotheker, so recht begierig hinter ein Recept her zu seyn, als der Böse hinter eine Seele, hat mir nie gefallen wollen. Wird denn nicht für uns alle Brod gebak-
ken? — und ist der Kranke bloß des Apothekers wegen da? Als Kaufmann muß ihm zwar an dem möglichst starken Absatz seiner Waaren gelegen seyn, muß er deswegen aber so neidisch auf den Collegen hinsehen? deshalb so mancherlei krumme Wege einschlagen, um sich Gönner zu verschaffen? indem er die Kunden den Collegen *per indirectum* abwendig zu machen, und sich in Häuser einzuschleichen sucht, worin nicht seine Kunden sind? Das ist doch höchst

Wie soll man übrigens den Widerspruch des H. M. (S. 34.) in seinem Vorschlage „der Staat soll den Pfüschern das Curiren, „und seinen Unterthanen sich ihrer zu bedienen, verbieten,“ mit der Handlungsweise des Apothekers reimen, der den Pfüschern jenes Verbots oherachtet, Medicin aus seiner Apotheke reicht. Es kann ihm also kein Ernst mit diesem Vorschlage seyn, vielleicht, weil er weiß, wie wenig bis jetzt diese Verbote gefruchtet haben, und auch nach

unedel gehandelt! — Diese eigennützige Seite, ziemt dem Apotheker nicht. Seine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit mögen seinen Ruf verbreiten, und ihm Nahrung schaffen, das übrige überlasse er dem Himmel. Wenn nun der College, wie wohl geschieht, Repressalien gebraucht, giebt das gutes Vernehmen und Ruf? — Ist der Apotheker nicht ein angesehener und wichtiger Mann im Staat? müßte er nicht mehr auf seine Würde halten, als daß er sich zu solchen Kunstgriffen herabläßt, nicht die unersättliche Begierde reich zu werden, bändigen können? —

der dermaligen Medicinal-Verfassung und ohne gänzliche Umänderung derselben nicht viel fruchten können. Denn wie ich schon oben gezeigt habe, ist die völlige Hemmung der Puscherei nicht möglich; ihrer ist wie des Sandes am Meere. In jedem Hause ist ein Puscher; denn wer versteht nicht heut zu Tage etwas von der Medicin! Selbst unter den recipirten Medicinal-Personen, werden immer wechselseitige verbotene Eingriffe statt haben, und immer wird der Apotheker diese, seines Vortheils wegen begünstigen.

Dafs aber die Obrigkeit dem Publicum untersage, sich des Puschers zu bedienen, ist schwer ausführbar, und obgleich dies Gesetz in Hinsicht mehrerer Handwerker längst gegeben ist, so hat es doch wegen Mangel an Aufsicht und der Unmöglichkeit, alle Contraventions-Fälle zu denunciiren, bis jetzt wenig gefruchtet. Es beschränkt dies Gesetz auch die Freiheit der Menschen von der einen Seite im hohen Grade, obgleich von der andern Seite erwogen, den guten Staatsbürger, die Pflicht zum allgemeinen Besten beizutragen, von diesem Zwange nicht befreien kann, und ich kann hier dem Herrn

D. Erhard (Theorie der Gesetze die sich auf das körperliche Wohlseyn des Bürgers beziehen etc. Tübingen 1800. S. 160.) nicht unbedingt beistimmen, wenn er sagt: „Niemand kann verboten werden, seinem Nebenmenschen Rathschläge zu seinem körperlichen Wohl zu ertheilen. Niemand kann verboten werden, sich selbiger zu bedienen,“ denn, das Mittel gegen den hieraus erwachsenden Schaden bei Hrn. D. Erhard: „Niemand kann sich aber auch für beleidigt halten, wenn man untersucht, ob er das versteht, was er zu verstehen vorgiebt?“ ist theils unausführbar, theils ganz fruchtlos, weil es, wie schon gesagt, ohnmöglich ist, alle Contraventions-Fälle zu untersuchen, die medicinischen Collegia nie mit dem Examiniren fertig werden würden, und das Publikum doch immer thun könnte, was es wollte, wenn man ihm auch nach Hrn. D. Erhards Vorschlägen die Untauglichkeit der Pfuscher durch das medicinische Collegium bekannt machte. Hundert angebliche Erfahrungen des Gegentheils, würden diese Bekanntmachungen bei dem Layen fruchtlos machen, und jene hätten immer gewonnen Spiel,

Spiel, zudem, wenn sie wohl Mittel genug finden würden, der Vorladung zum Examen auszuweichen, und während dem zu eclipsiren, u. s. w.

Es kommt ja hier einzig auf den Gesichtspunct an: es soll kein Schade an der Gesundheit und dem Leben der Bürger geschehen: denn diese sündigen größtentheils aus Vorurtheil. Sie glauben der Pfuscher verstehe das Curiren wohl, und man würde sie von diesem Wahne nicht zurückbringen. Sind nicht auch überdem solche Personen vorhanden, welche noch keinen eigenen Willen haben, und welchen ihre Vorgesetzten immer den Pfuscher aufdringen würden? Diese müssen auch gesichert werden. Ohne hinreichende, von der Zeit nur zu erwartende, practische Aufklärung, und gänzliche Reform des Medicinalwesens, deren eine der vorzüglichsten Bedingungen, Besoldung der Medizinal-Personen wäre, ist hier selbst bei den besten medizinischen Gesetzen nichts Ersprießliches zur Verbesserung dieser Uebelstände zu hoffen. —

Nach dieser Ausschweifung kehre ich zu H. M. zurück. Er ist (S. 35) nicht über

den Nutzen einverstanden, den das ihm so gehässige Receptbuch dem Collegio medico gewähren soll, die Ärzte nemlich, „gehörig „zu controlliren: ob sie auch ihre Kranken „gehörig behandeln?“ Gantz würde freilich dieser Zweck hierdurch nicht erreicht werden, denn es läßt sich ohne Einsicht des ganzen Zustandes der Krankheit, ihrer Zufälle, Verlaufs und Ursachen, und übrigen Umstände kein sicheres Urtheil, über die Behandlung des Arztes aus den bloßen Recepten fällen. Eine von dem Arzte abgefaßte, und auf Verlangen eidlich zu bekräftigende Kranken - Geschichte, würde näher zum Zweck führen, obgleich sich auch nicht alles mit dem Kranken Vorgegangene, in eine Krankengeschichte bringen läßt. Nur die Fehler des Leichtsinns, der Unbesonnenheit, Flüchtigkeit u. s. w. könnte man aus den Recepten ansehen, und in dieser Hinsicht wäre die Revision, einer Deputation von Ärzten des medizinischen Collegiums zu übertragen, welche ihr aber sich fast gänzlich widmen, und nicht durch andere praktische Geschäfte daran verhindert werden müßten, sehr heilsam. Es käme hierbei auch

gar nicht nach H. M. Meinung „auf die „verschiedene Meinungen der Systeme an“ wornach das Urtheil der Deputation selbst „sehr unsicher ausfallen soll,“ denn ein gerechter Richter hat nur jene, und die Fehler gegen die allgemeinen Grundsätze der Logik, Naturkunde, Chymie, Physik und die auffallende Verstöße, welche ein jedes System mißbilligen würde, zu rügen, und wird sich auf die Beurtheilung der eigenen Ansichten und Verfahrungsmethoden der einzelnen Ärzte, welche billig eines Jeden gewissenhaften Meinung zu überlassen sind, nicht einlassen; weil hier kein, als allgemein gültig anerkanntes Prinzip der Beurtheilung, wegen nicht völliger Klarheit des Objects Statt haben kann. Dafs aber auch jene Competenz des Richter-Amts, nur solchen Medizinal-Räthen in den medizinischen Collegien zustände, „für welche das ganze „Corps der Ärzte im Lande Achtung haben „müßte, worin keine schwache Männer sitzen müßten, welche verdienstvollere, als sie selbst sind, richten sollen“ und unter welchen H. M. „Leute gekannt hat,“ welche „auch nicht die geringste Kenntniß zu

„diesem Amt besessen hätten“ ist so übertrieben als beleidigend, gesprochen. Diese unbegreifliche Keckheit der Beurtheilung über Gegenstände, worüber unser Verfasser gar kein kompetenter Richter seyn kann, verdiente die nachdrücklichste Rüge sämtlicher Medizinal-Behörden, weil H. M. diese Kategorie ohne alle Ausnahme aufstellt. Wie gewissenlos müßten diese respectiven Behörden nicht seyn, wenn sie Männern „ohne „die geringste Kenntniß zu ihrem Amt“ diese wichtige Stelle anvertrauten!! — und H. M. schämt sich nicht, solche Verläumdungen für die Ärzte dem großen Publicum aufzutischen! Hätte er nicht nützlicher gehandelt, die hierbei verschwendete Zeit zur Eintragung der Recepte in das Receptbuch anzuwenden? Das gehässige Receptbuch, (über dessen Nutzen auch H. Erhardt a. a. O. mit mir S. 151 einig ist,) und das Lästige desselben (S. 57 der Schrift d. H. M.), ist zu deutlich die Ursach des großen Widerwillens gegen dasselbe, wobei er sich aber nicht als ein für das Publicum nützlich denkender Mann empfiehlt, wenn er die Unbequemlichkeit bei seinen schuldigen Pflichten,

dem allgemeinen Besten vorzieht. Aber die liebe Bequemlichkeit ist ein edles Ding!! Schade, daß der Staat so unartig ist, den Apotheker in seinem Lehnssessel, so oft am Schläfchen hinderlich zu seyn. Das unglückliche Receptbuch, wird freilich die Ansetzung manches Pfundes Fetts in der Cellulose verhindern, dagegen sorgt es aber auch für die Gesundheit des Apothekers. H. M. sollte wissen, daß das Fettwerden immer ein bedenklicher Umstand ist; da nun das Receptbuch auch vor Steck- und Schlagflüssen präservirt, so hat es auch von dieser Seite seinen ausgemachten Nutzen! — Also frisch an die Arbeit, ordentliche Rubriquen gezogen, dem Provisor fleißig auf den Dienst gepafst, fleißig Abends controllirt, und collationirt; das erhält den Geist munter, und wach, und hindert das zu viele Schlafen. Der Mensch ist zum arbeiten da, und wer seine Schuldigkeit thut, ist wie die Schrift sagt, doch nur ein unnützer Knecht, weil er diese nach der verbesserten Philosophie, eben der Schuldigkeit wegen thun muß. —

Geschieht dies und noch Manches andere ordentlich, so wird H. M. auch der Be-

kümmerniß um die Qualification der Ärzte überhoben seyn, wirklich keine Zeit mehr dazu haben, und es dem Staat ruhig verantworten lassen können, daß Ärzte in den medizinischen Collegien sitzen, welche ihm nicht anstehen. In keinem Fall hat er darüber, wohl aber Verantwortung zu fürchten, wenn er beleidigende und übertriebene Dinge, welche überdem außer seinem Gesichtskreis liegen, schreibt. Ergreift ihn aber der Geist, daß er predigen muß, und er kann ihn nicht in den Grenzen der Befugniß bändigen, so nehme er *Kali Nitric.* † alb. aa 3ß so oft ihn dieser Geist treibt, und er wird bald die herrlichen Wirkungen dieses probaten Mittels erfahren. —

Was H. M. noch weiter (von S. 37 bis 42) über den Hauptstein des Anstosses, das lästige Receptbuch, Uebertriebenes sagt, ist einer ernstlichen Widerlegung nicht werth und läuft fast alles auf die Mühe, Kosten und Zeitverlust, welche der Apotheker davon haben soll, bei dem immer noch unschuldig gebliebenen Beweis, „der zu grossen Beschäftigung, welche den Apotheker „hievon abhält,“ hinaus. Ich muß ihn aber

doch auf den Unterschied aufmerksam machen, welcher in Absicht dieser Geschäfte, in verschiedenen Apotheken Statt hat. Mag es Apotheken geben, worin das Gewühl den ganzen Tag hindurch dauert; ihre Anzahl ist aber so groß nicht, und selbst in jenen, herrscht doch des Abends Ruhe und Stille. Man besuche nur die Apotheken größerer Städte zu dieser Zeit, um sich hiervon zu überzeugen. H. M. will uns nun aber schlechterdings zu dem Glauben zwingen: daß der Apotheker vor aller Arbeit, weder essen, trinken, schlafen, noch beten könne! Wäre dies, woher sollte denn der Apotheker, die Zeit zur Zubereitung künstlicher Mineralwässer, ein Anderer zum Vögel ausstopfen, und Lakkiren, und wieder ein Anderer zum Land- und Ackerbau finden? Gesetzt aber, es habe auch in vielen Apotheken ein solcher Verkehr, wie in unserer hiesigen Hofapotheke Sonnabends und Mittwochs der Fall ist, statt, so wird das doch nur Vormittags, und nur an den genannten Tagen in der Woche, in den gesuchten berühmten oder nahrhaften Apotheken der kleinen Landstädte, so seyn. Der Apothe-

ker muß ja überdem Rechnungen schreiben; würde er also sich dies Geschäft nicht sehr erleichtern, da er diese doch nur nach den eingelaufenen Recepten anfertigen kann, wenn er hierbei nach Anleitung des Receptbuches verführe, worin der Name des Empfängers ein besonderes Blatt einnähme, und ihm daher dies eine schnelle Uebersicht der gesammelten Recepte, zur Anfertigung einer Rechnung gewährte. Erleichtert er nun diese Arbeit sich noch dadurch, daß er die Namen der Mittel durch übliche Zeichen in der Kürze ausdrückt, so wird alles dabei, sehr rasch von statten gehen, und er mit Leichtigkeit, wenn auch 100 Recepte den Tag über einlaufen, welches schon eine ungewöhnliche Menge ist, diese doch schnell in das Receptbuch eintragen können.

In kleinern Städten, wo oft nicht zehn, höchstens zwanzig bis fünf und zwanzig Recepte den Tag über einlaufen, wird diese Arbeit immer nur sehr geringe seyn können. Der Apotheker braucht hier nicht besondere Leute deswegen zu halten, und die Lehrlinge behalten, gegen die Meinung des H. M. (S. 43) dazu Musse genug übrig. Die Lehr-

linge können bei diesem Geschäfte alterniren, so gewöhnen sie sich noch überdem fertig zu lesen und richtig zu schreiben, und werden sich bei der gewöhnlich einlaufenden mässigen Anzahl Recepte nicht zum Nachtheil ihrer Gesundheit anstrengen dürfen. Im Fall aber, (S. 45.) „ein besonderer „Mensch zum Eintragen der Recepte gehalten werden müßte,“ so wird ja auch wiederum an den Recepten verdient werden, daß dieser eine billige Entschädigung für seine Mühe erhalten kann. Der gleich bezahlten „Vorschriften“ (S. 45) sind überdem wohl so viele nicht: wozu nun also die Uebertreibung: „daß deswegen immer ein besonderer Abschreiber in den Apotheken „sitzen müßte?“

„Ob die Original-Recepte sämtlich in „den Apotheken bleiben sollen? (S. 46)“ Diese Frage beantwortet sich selbst. Wer das Recept bezahlt hat, kann es auch zurück verlangen; es ist ein Eigenthum des rechtmässigen Besitzers, und überdem dürften sie nur bis nach geschehener Eintragung, in den Apotheken aufbewahrt werden.

„Daß der Arzt selbst den Abschreiber

„abgeben könnte (S. 47) um dem Apotheker „die Mühe zu ersparen“ ist eine sehr indiscrete Bemerkung. Der Apotheker ist der Expedient des Arztes, wozu nun wieder eine verkehrte Welt? Ueberdem würde der Zweck, den die vorgesetzte Behörde, zur Revision der Recepte beabsichtigt, nicht so sicher erreicht werden, als wenn diese Recepte in den Apotheken aufbewahrt werden, da der Arzt bei seinen vielen Geschäften aufser dem Hause, deren Eintragung gar leicht vergessen könnte.

Was, „die mit *cito* und *citissime* gezeichneten Recepte“ anbetrifft, (S. 48) so sind diese auch kein „Hinderniß zur Eintragung weil sie einmal nicht alle Augenblicke,“ am wenigsten aber „Exemplare einer halben Elle lang, jetzt mehr einlaufen.“ Ich schreibe ein wohldurchdachtes Recept in fünf Minuten. Sollte der Apotheker, der hierin geübt ist, selbst „wenn auch viele „*citos* hintereinander einliefen“ mehrere Zeit zum Abschreiben nöthig haben? Der Syrups- und Caffeverkauf, hat überdem nicht solche Eile, und ich stehe für allen Schaden ein, wenn selbst einer schwangern Frau dar-

nach gelüstete, und sie so lange warten müßte, bis die Recepte eingetragen worden wären. Man weiß ja überdem wie lange die Bothen oft auf *citos* warten müssen, da alsdann der Apotheker christlicher handeln würde, wenn er statt die Kranken durch langes Warten Nachtheil leiden zu lassen, von den übermächtig einlaufenden *citos*, seinem weniger beschäftigten Collegem, auch Etwas zufließen liesse. —

Wie lange die Recepte in den Apotheken und „ob sie hundert Jahr“ wie Hahne- „mann will (S. 49) darinn aufzubewahren „wären?“ beantwortet sich dahin, daß sie nach Verlauf einiger Jahre, in so fern sie in dieser Zeit nicht etwa von den Eigenthümern zurück gefordert worden sind, und in so fern der Apotheker wegen öfterer Nachfrage zur Wiederverfertigung und also zu seinem eigenen Vorthail sie aufzubewahren keine Ursach hat, cassirt werden können, obgleich ich das Aufbewahren dem Apotheker auch nicht, wenn ich Etwas zu gebieten hätte, erlauben möchte, weil ein Recept leicht zum Nachtheil eines Kranken unter nun veränderten Umständen angewendet werden

kann. Nach Verlauf von einigen Jahren würde selbst die Obrigkeit nicht mehr mit Nutzen nach den zurückgelegten Recepten fragen können, weil z. B. eine zu entdeckende Vergiftung nur in der Zeit, so lange ein Körper noch nicht in Verwesung übergegangen, fallen müßte, nach dieser Zeit aber keine Untersuchung mehr Statt finden kann. Einen andern nützlichen Gebrauch wüßte ich von der Aufbewahrung der Recepte nicht zu machen, und H. M. (S. 49) hätte seinen Ausfall gegen die Ärzte und die Bemerkung „daß die Recepte durch das „Liegen nicht so geistig als der Rheinwein „würden“ immer sparen können; denn diese Eigenschaft hat meines Wissens bis jetzt noch Niemand in einem alten Recepte gesucht, obgleich der Apotheker dankbar bei dem Genuß des edlen Getränks auf die lange gelegenen Recepte blicken, und diese also immer ein herrliches *Memento* seines Procentverdienstes abgeben könnten. Damit sie nun aber dieses recht erbaulichen Zwecks nie verfehlen mögen, so rathe ich eine gute Quantität davon auf den Erfrischungstisch zu legen. Der Spott des H. M. (S. 50) „die

„Recepte der Äerzte in Kupferstichen und
 „in Platten über der Apotheke aufhängen
 „zu lassen,“ kann für den Apotheker im
 Ernste den Nutzen haben, daß das Publi-
 kum daraus die Berühmtheit der Apotheke,
 in welcher so viel Recepte nicht nur ge-
 schrieben, sondern auch ihrer heilsamen
 Wirkung wegen so ehrenwerth aufbehalten
 worden, kennen lernen könnte; was ihr
 nicht wenig Zulauf verschaffen, und hier-
 durch die Gewohnheit an manchen Brunnen-
 Orten, wo man die Nahmen der geheilten
 Kranken auf Tafeln über der Quelle aufzu-
 hängen pfleget, nachgeahmt werden würde.
 — Versuche H. M. das einmal: — es hat ja
 schon manches Aushängeschild dem Besitzer
 reiche Zinsen getragen. Die Neuheit findet
 ja überdem immer den Beifall der Menge.
 Sind ihm die schwachen Äerzte also hier
 nicht nützlicher, als er wohl glaubt? —

Ueberhaupt sollte H. M. doch auf diese
 allen Apothekern so nützliche Classe von
 Menschen nicht so losziehen. — Schaffen
 sie ihm nicht Brod, Wein und Ansehen?
 Sind im Grunde die Äerzte nicht die Last-
 thiere der Apotheker, so wie die Schriftstel-

ler, die der Buchhändler? Wenn der Arzt zehn Thaler von seinen Kranken erhält, so verdient der Apotheker gewöhnlich deren dreißig. Auf der andern Seite aber ist es nicht gut, dem Kalbe in die Augen zu schlagen. Der Apotheker hängt doch auch zum Theil von diesen Leuten ab. Ist H. M. aber so wohlhabend geworden, daß er ihrer jetzt nicht mehr bedarf, so ist es doch immer höchst undankbar gehandelt, sie, und noch dazu so unversehens zu überfallen. Ist es überdem klug gehandelt, demjenigen Hohn zu sprechen, welcher binden und lösen kann?

„Daß die Ärzte öfters alte Recepte wieder aufsuchen (S. 51) welche vor mehreren Jahren einmal sich berühmt gezeigt haben,“ ist so übel nicht, und man darf deshalb einen Arzt der diese Recepte wieder consulirt, eben nicht zu den schwachen zählen. Es fragt sich nur, ob er sie unbedingt wieder anwenden oder sie nur vergleichungsweise benutzen will? — Das weiß ich aber gewiß, daß viele Apotheker solche alte Recepte als ein Heiligthum verwahren, sich dadurch eine kleine Pfuscher-Praxis verschaf-

fen — und manchem ehrlichen Bauer dadurch unverständigerweise, schon oft manchen Schweistropfen ausgepresst haben: — also Respect für die alten Recepte!! Doch genug von dieser von H. M. von S. 51 bis 60 zum Ueberdrufs gedehnten Materie. —

Von den Giften ist bereits gesprochen worden. Ich bemerke nur noch, daß (S. 61) der Apotheker der Haltung der Gifte in seiner Apotheke gar nicht überhoben seyn kann, weil viele derselben als Arzneimittel verordnet werden. Von Fehlern aber, welche, „hier vorkommen können“ darf so gut als gar nicht die Rede seyn, weil die Sache zu wichtig ist, und jede Ahndung derselben, in gar keinem Verhältniß mit dem Fehler stehen würde. Bei guter Aufsicht kann auch dergleichen nicht vorkommen, und der Apotheker kann sich (S. 62) also über die nothwendige Pflicht, „die Gifte selbst einzupakken, zu versiegeln, und Gift darauf zu schreiben,“ nicht beschweren: denn dies ist wohl keines Beweises bedürftig. —

Ueber die trivialsten Dinge macht H. M. oft ein großes Aufhebens, trägt mit wichtiger Miene, völlig an sich klare Sachen, als

neu und unerhört vor, an welchen kein vernünftiger Mensch zweifeln kann, um nur seinen Gegnern, recht viel harte und unverdiente Dinge sagen zu können. So brüstet er sich (S. 64) „noch weit wichtigere und „erheblichere Pflichten der Apotheker zu „kennen, als in den Medicinal - Ordnungen „verzeichnet seyn sollen,“ und dies darum, um dem D. Hofmann, dem er vorzüglich gram ist, bei einer unbedeutenden Gelegenheit, (S. 65) nicht bloß „Verkehrtheit des Urtheils und Unwissenheit“ allenfalls verzeihliche Fehler, nein, sondern auch — man denke „Bosheit“ zu zeihen. Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen, eines Sterblichen Herzen und Nieren zu prüfen, das sich der oberste Weltrichter allein vorbehalten hat; wie mehr setzt es aber den Character eines Mannes in Schatten, welcher solche ungerechte Beschuldigungen wagt? Kann ich Jemand härter kränken? — wenn ich ihm Bosheit zeihe, und ihm doch nur höchstens Uebereilung vorwerfen kann? — Fordert Hofmann viel von dem Apotheker, vielleicht mehr als er leisten kann, so treibt ihn ja nur sein Eifer für das allgemeine Beste

Beste zu weit. Seine Medicinal - Ordnung kann nur in der Anwendung bestehen oder fallen. Die Apotheker behalten ja immer die Freiheit, dagegen zu protestiren, und manches Gesetz ist ja nicht in Ausübung gekommen! — Was that Hoffmann denn so Böses, wenn er S. 202 seines Unterrichts von dem Collegio medico zu Münster behauptet: „die Stadt - Apotheker in Münster „hätten so viel zu thun, daß der Besitzer „einer Apotheke die Arbeit nicht allein be- „streiten könne, sondern Gehülfen und Lehr- „linge halten müsse.“ Hierüber discuriert nun H. M. so undeutlich, daß man fast nicht weiß, was er haben will. Und das ist nun das ganze Verbrechen, daß diese Behauptung (welche ich gerne zugeben will), noch von Hoffmann als einer Versicherung von dem Publikum benöthigt angesehen wird, welche sich nach H. M. Meinung schon von selbst verstände. Wo steckt denn nun hier die Bosheit? — Höchstens hat Hoffmann einer trivialen Sache einen Schein von Wichtigkeit gegeben, und man würde diese behauptete Bewandniss mit der Apotheke einer großen Stadt wohl von selbst

geglaubt haben. In kleinen Städten verhält sich dies anders, wo der Apotheker oft bloß mit einem Lehrlinge fertig wird, und es giebt so gar Orte, wo er diesen nicht einmal hat, sondern wo seine Ehefrau diese Geschäfte mit besorgen hilft, obgleich Material-Handel dort mit dem Medicinal-Verbrauch verbunden ist. Sollte Hoffmann etwa nicht diesen Vergleich mit den großen und kleinen Städten im Sinne gehabt haben? Was in Münster wahr ist, gilt das auch von Bernau und Müncheberg? *) Hat denn nun Hoffmann verlangen wollen, der Apotheker in großen Städten solle sich auch ohne Gehülfen behelfen?

Die von H. M. vorgetragene Pflichten der Apotheker, welche zum Theil in der Medizinal-Ordnung fehlen sollen, sind zwar alle sehr erspriesslich und nöthig, resultiren aber auch schon aus dem gesunden Menschenverstande, so sehr daß sich ihrer kein rechtschaffener Apotheker entziehen darf, und sind daher auch so unbekannt nicht,

*) Zwei kleine Städte in der Nähe von Berlin.

als H. M. sie gerne machen will. Ich würde zu weitläufig werden müssen, wenn ich sie alle vollständig abschreiben wollte, und bemerke nur, daß, obschon H. M. sie sich, hier selbst auflegt, er doch sehr ungehalten werden würde, wenn die Ärzte sie von ihm verlangt hätten, weil sie noch weit mühsamer und mehr ins Einzelne gehend sind, als die Verordnungen der von ihm recensirten Medicinal-Ordnungen. Es kommen so gar, was das sonderbarste und auffallendste ist, solche unter ihnen vor, welche auch die Ärzte von den Apothekern verlangten, und über welche H. M. doch sich oben sehr lustig machte. So z. B. sagt er (S. 67) „Bei Beurtheilung der angekommenen Waaren sey der Apotheker sein schärfster Revisor, und dies hat gewiß mehr Nutzen für das Publikum, als wenn ein Physikus ohne Kenntnisse seine Sachen nachsiehet,“ und (S. 21) heißt es: „wenn der Apotheker nun diese Sachen außerhalb Landes gezogen hat, was hilft es den Herren den Nahmen des Verkäufers etc. zu wissen; haben sie auch über die Kaufleute und Apotheker außerhalb Landes die Jurisdiction etc.“

Was also dort getadelt wurde, wird hier gebilligt. Hier soll der Apotheker die schärfste Revision seiner Waaren anstellen, und dort hat sich die aufsehende Medicinal-Behörde nichts darum zu bekümmern (NB.), weil die Waaren nicht zurückgesandt werden dürften. Es scheint also nur darauf angesehen zu seyn, daß sich die Ärzte nicht um die Revision bekümmern, sondern diese den Apothekern als der obersten Behörde in dieser Hinsicht überlassen sollen; wozu denn allerdings großer Glaube gehört, daß der Apotheker die schlechten und wohlfeilen Waaren immer zurückschikken würde, wenn es auch möglich wäre; hinreichender Grund wie ich glaube, die Apotheken-Revision dem Physikus zu überlassen. —

Warum traut er aber dem Physikus allen möglichen bösen Willen zu? Sollte dieser so unbillig seyn, „eines beschlagenen „*Extracti Hyoscyami* wegen“ (S. 69) das kurz vor der Kenntniß des Apothekers von seiner Verdorbenheit, entdeckt wurde, gleich officiële Anzeige zu thun? Die Möglichkeit dieser Ereignisse läßt sich nicht läugnen, und wenn nur sonst die übrigen Extracte

des Apothekers von guter Beschaffenheit befunden werden, so wird ein jeder verständiger Physikus schon sich von selbst bescheiden, „daß der Apotheker nicht stündlich seine Präparate nachsehen kann, und daß ähnliche Fehler leicht bei veränderter Witterung vorfallen können. Fänden sich aber mehrere solche verdorbene Stücke, so würde dies von Mangel der Aufsicht des Apothekers, oder von der schlechten Bereitungsart zeigen, und er mit jenem Weinbändler, bei dem auf Nachfrage nach guten Sorten, nur leider immer nicht diejenigen, nach welchen gefragt wurde, vorhanden waren, in eine Classe zu setzen seyn. Wie sehr nun H. M. (S. 72) zu der Behauptung berechtigt sey: „der Apotheker habe wesentlichere und „nützlichere Sachen zu verrichten, als diejenigen sind, welche ihm in den Medicinal-„Ordnungen vorgeschrieben worden“ leuchtet schon daraus hervor, wenn er zu diesen nützlichen und wesentlichen Sachen auch rechnet: „für bezahlte Rechnungen Geld „anzunehmen, sie zu quittiren, im Buche zu „löschen, und Briefwechsel zu führen etc.“ und welche Sprache überhaupt gegen obrig-

keitliche Vorschriften!! Findet er die ihm aufgelegten Pflichten so unnütz, so muß er kein Apotheker mehr seyn, sich aber in jedem Falle enthalten, durch beleidigenden Tadel öffentlicher Gesetze zur Unordnung und Widersetzlichkeit Anlaß zu geben. Doch dies ist ihm vielleicht, wie Vieles in dieser Schrift, in der ersten Hitze entfahren, und wenn ich es auch zugebe, „daß er die sich selbst auferlegten Pflichten (S. 73) ausüben „kann zu welcher Zeit er will,“ so entbindet ihn doch nichts von dem Gehorsam, den er dem Staat schuldig ist; denn es darf sich kein Staatsdiener, bei Hintenansetzung der ihm von oben ertheilten Verordnungen, selbst Gesetze machen, wenn nicht überall Gesetzlosigkeit einreißen soll, und es ist besser lieber fremden Einsichten hiebei folgen, als seinem eigenen Willen die Befolgung oder Unterlassung obrigkeitlicher Verordnungen anheim stellen. Es würde wahrlich tröstliche Zeiten geben, wenn der weniger geschickte erfahrene und rechtschaffene Apotheker, sein eigener Gesetzgeber seyn, und also willkührlich die Einrichtung seiner Apotheke treffen, bald dies bald jenes ent-

behrlich finden z. B. das Einsammeln frischer Kräuter für überflüssig halten, wenn noch alte genug vorhanden wären; den Sublimat für überflüssig ansehen wollte, wenn noch von dem Hahnemannschen Präparat vorhanden wäre; das Abwiegen einzelner Dosen für Zeitverderb halten, und auf die Signatur, wenn Salze oder Rhabarber verordnet worden, schreiben wollte: nehmt mit dem Thee- oder Eßlöffel bis ihr genug habt, es sind nur leichte Dinge, und es wird Keiner davon sterben; ich habe keine Zeit zum abwiegen, sondern eben Geld einzukassiren, und mein Provisor ist spazieren geritten; oder wenn der Physikus das *Extractum Aconiti Napellus* und nicht das *cammarum* verlangte, ersteres doch etwa nicht zugegen wäre, und der Apotheker antworten wollte: das eine ist so gut als das andere, ich muß das verstehen, und die Physiker müssen sich auf den Apotheker verlassen; sie sind überdem, wie H. M. bewiesen hat, unwissende Leute, welche keine Kenntnisse des Apothekers besitzen, und aus Büchern allerlei Vorurtheile eingesogen haben. H. M. wird mir einwerfen, das habe

ich nicht alles geschrieben. Gut! — aber kann er bestimmen, wie weit der Unverstand einzelner Individuen reicht? und ist ihm daher erlaubt, von dem ausdrücklichen Buchstaben der Medicinal-Ordnung abzugehen? — Würde dadurch nicht der pharmaceutischen Libertinage Thor und Thür geöffnet? Wohin würde das führen? Hat der Staat nicht vollkommene Befugniß auf einen Mann aufmerksam zu seyn, welcher öffentlich gegen emanirte Vorschriften in solchen Ton als hier von H. M. geschehen ist, spricht, besonders denn, wenn er in gewisser Celebrität steht, und nicht dabei bedenkt, daß nicht die Ärzte, sondern die oberste Behörde Gesetze sanctioniren? —

Die von dem Staat gegen die Uebertretungen seiner Verordnungen verhängten Strafen müssen nicht willkürlich und unbestimmt, sondern feststehend und deutlich abgefaßt seyn. Daher sehe ich nicht ein, warum nach der Meinung des H. Scherf (S. 73 d. Schrift d. H. M.) hierin nichts festzusetzen seyn soll. — Fürchtet man so mannigfaltige Vergehungen daß man nicht Strafen genug dagegen bestimmen könnte? —

Noch habe ich zu viel Zutrauen zu der Redlichkeit des Apothekers, und glaube, daß dieser besser daran ist, wenn er weiß, was über gewisse Vergehungen verhängt ist, und daß er nicht der Willkühr hiebei Preis gegeben sey. Immer ist bei diesen Contraventionen Rücksicht auf Vorsätzlichkeit und Uebereilung zu nehmen; und wenn dies geschieht, dann wird Niemand sich zu beschweren Ursach haben. Ueberdem können ja diese Vergehungen und deren Strafen auch sehr wohl unter Rubriquen gebracht werden. 1) Z. B. in Hinsicht der Extracte: ob sie von gehöriger Beschaffenheit und Güte sind? 2) hat sich der Apotheker bei Verderbung desselben Etwas zu Schulden kommen lassen, oder nicht? 3) Ist die Verderbung frisch? etc. Dies und mehreres Andere wird ein Sachverständiger leicht beurtheilen können. In diese Rubriquen können denn auch Tincturen, Essenzen u. s. w. gebracht werden. Dahin gehört 4) auch der Kräuterboden u. s. w. 5) Die fehlerhafte Beschaffenheit der Gefäße, Utensilien, des Laboratoriums könnte andere Rubriquen ausfüllen. 6) Kommen in Erwägung, die Fehler bei

Verfertigung der Mittel nach den Recepten, in so fern sie mit Gewissheit auszumitteln sind, und dergleichen Dinge mehr. —

Alles kommt dabey auf Fahrlässigkeit, oder Absicht, auf die sonstige gute oder schlechte Ordnung und den Ruf der Apotheke an. Fehlet also einmahl, ein sonst ordentlicher, fleissiger, geschickter und geschätzter Mann, so wird man ihn deshalb noch nicht mit einem des Gegentheils bekannten in eine Classe bringen können, und damit sogar der Schein der Partheilichkeit vermieden werde, so ziehe man bei der Untersuchung und Bestimmung der Strafe, Apotheker, welche in den Landes-Collegien sitzen zu Rathe, und nehme auf ihr Gutachten pflichtmässig Rücksicht.

Man wird mir einwerfen: daß selbst alle positive Strafen im Grunde willkührlich sind, und daß demnach die erste Bestimmung von Thalern oder Gefängnisstrafe, auch mit einer Andern zu vertauschen wäre. Dies ist allerdings richtig, aber nun einmahl nicht zu ändern, und mit allen Gesezen in der Welt der Fall. Hier tritt der *Sensus communis* und dasjenige, welches

der größte Theil als rechtmässig finden würde, ein, wobei doch noch Schonung und Billigkeit dem Richter zur Seite gehen muß, und nie müßte die Strafe härter, als es die Umstände des zu Strafenden erlauben, ausfallen, wenn sie nicht in Grausamkeit ausarten soll. — Wenn daher die Lippische Medicinal-Ordnung von Goldgulden spricht, so verwandle man diese, in Thaler und Groschen, sehe dabei auf den Nahrungsstand, Vermögen und sonstige Einnahme des Apothekers, so wird man nicht dem Apotheker gerechte Ursach zu klagen geben. Wollte man von festen Sätzen, nicht bei individuellen Fällen ausgehen, so würden der Klagen noch weit mehrere entstehen. Der Physikus mache alsdann die Anzeige dem Medicinal-Collegium, und dieses berichte darüber an die höchste Behörde, und submittire auf deren Erkenntniß. Bei Wiederholung der Vergehung werde die Strafe verdoppelt u. s. w.: Denn das Publikum darf der Nachlässigkeit, dem groben und absichtlichen Versehen des Apothekers nicht Preis gegeben werden. —

Diese Bemerkungen sollen bloß dazu

dienen, den H. M. welcher einen Widerwillen gegen bestimmte Strafen der Apotheker hat, (S. 76) eines bessern zu belehren; denn ich habe keine Gesetze zu machen, sondern nur das Recht, wie ein Jeder Anderer, bescheidene Vorschläge zum allgemeinen Besten zu thun, und werde mich darüber nicht ereifern, wenn man keine Rücksicht darauf zu nehmen, für gut findet. —

Es ist nicht zu läugnen, daß die Lippischen Strafgesetze zum Theil zu hart für die Apotheker sind. Sollte aber nicht eine nachdrückliche Strafe darauf zu setzen seyn (H. M. S. 76) „wenn der Apotheker nicht „höchst vorsichtig bei dem Verkauf der Gifte zu Werke geht?“

H. M. nennt dies „Irrthümer, von welchen sich der gesetzteste Mensch nicht freisprechen kann, es möge dadurch Schaden geschehen seyn, oder nicht“ (!) Welche Verwechslung der Begriffe — ! Es ist ja von höchster Vorsicht, und nicht von Irrthum die Rede. Soll ich dem H. M. erst den Unterschied zwischen beiden entwickeln? — Vorsichtig seyn steht in dem Willen eines jeden Menschen der seiner Sinne

und seines Verstandes vollkommen mächtig ist, und dies sollte doch wohl der Apotheker zu allen Zeiten seyn. Bei Behandlung der Gifte muß er aber zu allen Zeiten höchst vorsichtig seyn. Was kann ihn davon entbinden? — Kommt es hier nicht auf Menschenleben an? — Irren ist menschlich, aber dabei unterscheidet man immer die verschiedenen Grade der *Culpa*. — *Dolus* würde immer eine Capitalstrafe nach sich ziehen, und von dieser wird jeder Menschenfreund hier nicht einmahl sprechen. Ist der Apotheker nun nicht höchst vorsichtig gewesen, so kann ihn nichts entschuldigen. Er weiß, daß er an unbekannte und unwürdige Personen keine Gifte verabfolgen lassen darf; er weiß, daß er sie wohl versiegelt an besondern, nicht Jedem zugänglichen Orten aufbewahren, daß er sie selbst dispensiren soll. Thut er dies aus Nachlässigkeit, Leichtsinn, Trägheit etc. nicht, wie kann er sich denn noch mit Irrthum entschuldigen? — — Noch einmahl sey es gesagt, ich kann mich über die Indolenz, womit H. M. von den Giften spricht, gar nicht in ihn finden. Hätte er doch diese

Nachlässigkeit (denn milder kann ich seinen Fehler doch nicht nennen) nicht blicken lassen!! —

Sollte nach H. M., über die Strafen der Apotheker entschieden werden, so würden sie wahrscheinlich immer olingestraft bei ihren Vergehungen wegkommen; denn das Formalisiren über sämtliche Strafen geht so in einem fort. Ich habe schon zugestanden, daß die Strafen mancher Medicinal-Ordnungen oft hart scheinen, aber es läßt sich durchaus nur eine richtige Straftaxe nach den Eigenheiten einer besondern Landesverfassung, Denkungsart, Charakter der Bürger u. s. w. entwerfen, und aus diesem Gesichtspuncte, sind die begangenen Fehler nur zu beurtheilen. Ist in der Lombardischen M. O. immer von Scudi die Rede, so muß doch hiebei auf die Vermögensumstände der dortigen Apotheker Rücksicht genommen worden seyn, sonst wäre es freilich hart, (S. 77 H. M.) daß der Apotheker „für ein in das „Receptbuch nicht eingetragenes Recept einen Scudi zahlen soll. Daß er aber dafür, „daß er den vergessenen Namen des Arztes ohne dessen Wissen auf das Recept

„schreibt, um Zehn, wenn er einen Preiß
 „höher ansetzet, als die Taxe ihm bestimmt,
 „um Sechs, für das zweite Mahl, wenn er
 „dies thut, um zehn Scudi“ gestraft werden
 soll, ist keinesweges zu tadlen, denn im er-
 sten Fall ist er ein Falsarius, und H. M. lese
 nur, wie die Preussischen Gesetze über sol-
 che Vergehungen denken; im andern Fall
 nicht viel weniger, denn er begeht eine ge-
 setzlich verbotene Handlung und verdient
 dafür Strafe, welche im ersten Fall nicht zu
 hart, im andern Fall immer darnach be-
 stimmt werden muß, um wie viel er nem-
 lich die Taxe überschritten hat? — Allem
 diesen weiß H. M. auch nichts, als übel an-
 gebrachte ganz falsche Ironie entgegen zu
 setzen. —

Dafs der Apotheker (a. a. O.) „für die
 „unterlassene Eintragung eines Rezepts in
 „das Receptbuch (nach obiger Medicinal-
 „Ordnung) im Fall der Kranke stirbt, das
 „Recht verlieren soll, in die erste Classe der
 „Gläubiger bei eintretendem Concurs aufge-
 „nommen zu werden“ ist allerdings hart,
 wenn dies aus Versehen geschah. Im ab-
 sichtlichen Unterlassungsfall sehe ich aber

den zureichenden Grund der großen Jeremiaden nicht ein, welche H. M. (S. 78) darüber erhebt. Träfe bei ihm der Fall ein, so geschähe ihm ganz Recht, denn man weiß, wie er über diesen Punkt denkt, und er kann ja die Strafe voraussehen, weil ihm bekannt war, was die Gesetze über diese absichtliche Uebertretung verhängt haben, und es bliebe höchst sonderbar: wissentlich gegen ein Gesetz sündigen, und sich vor aller Welt doch über die zu erleidende Strafe beklagen!! — Es heißt: berührt nicht die Flamme, so werdet ihr euch nicht die Finger verbrennen; warum schreit ihr denn aber doch? — Uebrigens bin ich freilich mit H. M. darin einverstanden, daß der Apotheker aus Menschenliebe verbunden sey, zu verborgen, und daß der Staat also auch für ihn bei Concursen sorgen müsse. Er ist mit der Lombardischen Medicinal-Ordnung daher zufriedener, als mit der Preussischen, wenn die Letztere und für das letzte Jahr der Krankheit die Apotheker - Forderung, jene aber für die beiden letzten Jahre, sie in die erste Classe bringt. Der Bewegungsgrund in der Preussischen Verordnung zu jenem

jenem Gesetz beruht nemlich auf einem andern bekannten: daß der Apotheker nur ein Jahr, so wie ein jeder Kaufmann zu creditiren verbunden, und es also seine eigene Schuld ist, wenn er mit dem ersten Jahr der Forderung im Concurse ausfällt, in so fern er länger creditirt hatte, als er sollte. H. M. Gründe gegen dies Gesetz, daß nemlich „der Apotheker (S. 79) dem das „ganze Jahr krank gelegenen, doch nicht „gleich nach Verlauf dieses Jahrs die Rechnung senden dürfte, ohne zu befürchten, „die Krankheit seines Schuldners, durch die „ihm mittelst Uebersendung der Rechnung „zu verursachende Alteration, zu verschlimmern“ sind etwas zu delicat, wogegen er die wahren *in petto* behalten hat, nemlich: daß der Herr Patient aus Alteration über die Rechnung leicht zu den Collegien übergehen könnte. — So wenig dem Apotheker es zu verdenken ist, daß er seine Kunden nicht gern zerstreuen will, so kann er doch dem Staat es nicht verargen, wenn dieser andere Leute, des Apothekers Privatgründe wegen, nicht mit ihren Forderungen mehr als nöthig ist, bei Concursen zurücksetzen will. —

Ueberhaupt ist noch die große Frage zu beantworten: ob der Apotheker bloß aus Mitleid Medicamente verabfolgen lassen darf, oder ob dies von seiner Pflicht zu fordern sey? — Hierüber entsteht oft Streit. — Ich sage der Apotheker ist verbunden, einem Jeden Medicin auf Einreichung einer von einem approbirten Arzt geschriebenen Verordnung verabfolgen zu lassen, und er darf sich nicht weigern, wenn auch der ihrer höchst Bedürftige, sie nicht gleich, oder vielleicht gar nicht bezahlen kann. So ungerecht das Letztere zu seyn scheint, so wenig ist dies doch der Fall; denn bei dem Kranken kann *periculum in mora* seyn, und dies kann der Apotheker weder beurtheilen, noch hat er Zeit eine Nachforschung auf der Stelle deshalb anstellen zu lassen. Apotheken sind wegen der Krankheitsnoth der Bürger eingerichtet, und derjenige Apotheker, welcher dem Hülfbedürftigen seine Mittel vorenthalten wollte, würde den ersten wesentlichen Zweck seiner Apotheke zerstören. Müssen Ärzte, Prediger und Hebammen doch auch immer ihre Geschäfte ohne nach dem Lohn zu fragen, ausüben, und

wenn der Apotheker auch baare Auslagen mit weg giebt, so kann er doch, im Fall keine Armencasse an seinem Ort vorhanden ist, nichts weiter verlangen, als dafs die übrigen Collegen nun auch diese Pflicht auf sich nehmen, dem Armen zu geben, und es sich vorbehalten, bei verbesserten Vermögensumständen des Armen, alsdann diesen zur Bezahlung anzuhalten. Im Fall aber eine Armencasse an dem Aufenthaltsort des Apothekers, wie gewöhnlich der Fall ist, vorhanden seyn sollte, so kann er aus dieser den Einkaufspreis der gegebenen Mittel wieder verlangen, muß aber Procente und Bemühung dem Armen so gut erlassen, als ein jeder anderer Staatsbürger für die Armen auf andere Art sorgen zu helfen verbunden ist; und doch giebt es Apotheker, welche Recepte dem Unvermögenden ohne Mittel zurückgeben!! — Diese Lieblosigkeit müßte hart geahndet werden, weil sie Menschenleben auf das Spiel setzet, und also im Grunde eine indirecte Mordthat begehet, wenn sie den Armen ohne Hülfe sterben läßt. H. M. wird freilich gewaltig über mich schreien,

aber er muß es sich selbst sagen, daß der Begüterte des Armen wegen da ist. —

Einen neuen Beleg über Kleinigkeiten, großes Aufhebens zu machen giebt H. M. an dem Tadel des Lombardischen Gesetzes, „daß ein Lehrling drei Monate nach dem Tode seines Prinzipals, die Apotheke der hinterbliebenen Wittwe verlassen darf, wenn der Physikus dies für nützlich hält.“ Dies gilt ja nicht für die Preussischen Lande, und wenn nun die Einrichtung dort nicht so, wie bei uns nach H. M. Behauptung ist, daß nemlich die Lehrlinge auf Ostern und Michaelis ihre Stelle verändern, sondern, daß die Wittwe also auch alle viertel Jahre einen neuen bekommen kann, so fallen ja H. M. Besorgnisse von selbst weg. Man wird den einsichtsvollen Frank wohl zutrauen dürfen, daß er diesen Punkt gehörig bei dem Entwurf jenes Gesetzes werde beseitiget haben. Uebrigens habe ich mit Erlaubnis unsers Hrn. Verfassers noch nicht gehört, daß Lehrlinge alle viertel Jahr ihre Stellen zu verändern pflegen, im Gegentheil verläßt der Lehrling ja nie die Officin seines Prinzipals vor ausgestandener Lehrzeit,

denn dies würde ihm sehr nachtheilig seyn. Fände aber die Aufsichtführende Behörde der Apotheke, für den jungen Menschen die Veränderung seines Aufenthalts nothwendig, so würde doch immer dessen Bestes, dem Besten der Wittwe vorangehen, und in der Lombardey wird es auch an Gehülffen nicht fehlen. —

Abermals (S. 84 H. M. Schrift) findet man eine Mißbilligung der Lippeschen Verordnung, welche verbietet „keine schlafmachende Mittel für weinende Kinder bei 10 Thalern Strafe (versteht sich nicht ohne Recept) verabfolgen zu lassen.“ Weiß H. M. nicht, wie häufig das Nicolaische Ruhepulver und ähnliche Dinge, worin Opium enthalten ist, den schleunigen Tod eines Kindes bewirkt haben? Ich bedaure den Apotheker nicht, der hier durch seine Widerspenstigkeit in Verlegenheit kommt. Ist denn zwischen 10 Thalern und Menschenleben auch ein richtiges Verhältniß? Nicht 40 Thaler, sondern Vestungsarrest wäre für den absichtlichen Contravenienten, im Fall Schaden geschieht, eine gerechte Strafe. — Aber der Himmel weiß es am besten, wor-

über H. M. noch alles zu klagen hat, damit nur dem Apotheker kein Haar gekrümmt werde, und wenn er auch den größten Unfug begangen hätte; H. M. weiß ihn immer mit den elendesten Gründen zu entschuldigen, und dem Gesetzgeber zuzurufen: schämen sie sich! obgleich er selbst die größte Pflicht hiezu gehabt hätte! — denn Gift, Menschenleben, absichtliche Versehen, sind lauter Kleinigkeiten; nicht einmahl 10 Thaler werth!!! — Der gute Apotheker thut alles aus leichten Versehen, und dafür muß man ihn nicht strafen, der arme Mann kann ja nicht für seine Leute stehen! — Ich schäme mich in des sonst so schätzbaren Mannes Seele des bösen Beispiels, das er leichtsinnigen kurzsichtigen Collegien und seinen Leuten gegeben hat. Verleitet er sie nicht zu höchst strafbarer Indolenz, indem er ihnen die Medizinal-Ordnungen als viel zu hart, und ihre Versehen als nichts bedeutend schildert?? — Ich hoffe aber sie werden bedächtiger als ihr Sachwalter seyn, und sich nicht Verantwortung und Gewissensbisse zuziehen. —

Was der Verfasser (S. 85) über das Cu-

riren der Apotheker sagt, ist sehr richtig. Mit Recht ist es ihnen verboten worden. Dafs er aber über die „Erlaubnifs derselben „hiez u, an Orten wo kein Arzt oder Wund- „arzt ist,“ so viel überflüssiges Gerede machen kann, ist doch ganz eigen. Er trägt den Satz in der Widerlegung so vor, als wenn dem Apotheker das Curiren geboten wäre. Das ist nie geschehen. Zwischen Nachlassen und Gebieten ist ja ein himmelweiter Unterschied. Wer zwingt den Apotheker zum Curiren, und doch fragt H. M. „woher soll der Apotheker die nöthige „Kenntnifs dazu holen? soll er auch Medi- „cin studiren? etc.“ wozu dies Geschwätz? — Wenn er das Curiren seiner Collegen so streng nimmt, woher denn kurz zuvor die Gleichgültigkeit über deren eigenmächtiges Dispensiren schlafmachender Mittel? Heifst das etwa nicht curiren? — warum wird er mit einemahl so übermäfsig gewissenhaft? versteht er etwa unter Curiren, wenn der Apotheker zu dem Kranken in das Haus geht? Das wäre denn doch blofse Sophistey! — Denn wie mancher Apotheker hat nicht schon unzählbare Flaschen selbst ge-

machten Gesundbrunnen an die Patienten verkauft; hätten ihn diese nicht um Rath gefragt? und wüßte er nicht wozu er ihn verfertigt hätte? hieß das nicht curirt? —

Freilich wird der Apotheker in dem Nothfall, daß kein Arzt oder Wundarzt zu haben war, ebenfalls leicht mit seinen Mitteln schaden können. Aber soll denn nichts zur Beruhigung des Publikums geschehen? und kann man ihm nicht bei harter Strafe verbieten, gewaltsam wirkende Mittel auszutheilen, und nur bei gelinden als Weinsteinrahm, Salpeter etc. stehen zu bleiben, ihn verpflichten? Die nöthige Kenntniß zu leichten Curen (worüber er doch aber immer zu prüfen wäre) erwirbt er sich durch Lesen, durch das durch die Schule - Laufen (wie man es nennt) der Verordnungen des Arztes, das Ausfragen des Boten, nach den Umständen des Kranken welcher ihn sendet. Pfuscherei bleibt das immerhin, aber man erwäge, daß es bei der guten Wirkung der Mittel größtentheils auf Beruhigung desjenigen angesehen ist, welcher sie nehmen soll. Der Gedanke: du bist von aller medicinischen Hülfe entblößt, ist einer gewissen

Classe von Layen, und zwar je weniger diese aufgeklärt ist, schrecklich! — woher denn sonst das Zutrauen zu dem Pfuscher und die Beruhigung bei seinen Mitteln; dem Kranken ist schon geholfen, wenn der Wundermann nur in das Zimmer tritt. — Hier auf muß an Orten wo kein rechtlicher Arzt zu haben ist, Rücksicht genommen werden, (obgleich ich überzeugt bin, daß es besser sey, in Ermangelung wirklicher Hülfe, sich der Natur auf Discretion zu ergeben.) — Auf Beruhigung kommt hier das Meiste an. Analogisch lehrt dies die geistliche Beruhigung. — So wenig das Publikum den Geistlichen, so wenig kann es auch den Arzt entbehren. Man nehme ihm jene und erwarte die Wirkung. Die wiederholten Veränderungen in Frankreich, welche mit Wiedereinsetzung der Geistlichkeit endeten, beweisen meine Behauptung. Eben so würde es bei Aufhebung aller Ärzte gehen. Auf die Qualität derselben kommt in Hinsicht dieser Beruhigung nichts an.

Man Sorge daher nur dafür, daß die Apotheker sich an kleinen Orten, wo kein Arzt bestehen kann, die nöthigen empiri-

schen medicinischen Kenntnisse anschaffen, wenn sie curiren wollen, und erlaube ihnen nicht gewisse Classen von Mitteln zu überschreiten, so werden sie keinen sonderlichen Schaden thun, und dem Publikum ist geholfen. *)

Eine der stärksten Beleidigungen für die medicinischen Collegien hat H. M. wohl (S. 87) niedergeschrieben, wenn er sagt „das „Gesetz den Apotheker zu strafen, wenn er „Recepte ohne Namensunterschrift des Verschreibers, wenn er Recepte von Männern, „welche die Erlaubniß zu praktisiren nicht „haben, verfertiget etc. ja sogar wenn er „den Nahmen des Verschreibers unter das „Recept setzt, scheinen bloß dazu gemacht

*) Wenigstens wird das Publikum doch besser bei ihnen fahren, als bei der leiblichen Cur der Geistlichen, welche Bahr dt zu seiner Zeit in den Gang bringen wollte. Die Theologen haben selten hiezu Lust, daher schliefen die Studenten in den Vorlesungen, welche zu diesem Zweck in Halle 1787 gelesen worden, bald ein.

„zu seyn, um Strafgelder für die Collegia
„von dem Apotheker zu erpressen.“

Wohin hat H. M. wohl hiebei gedacht?
Sollten denn diese Verordnungen wohl so
unausführbar seyn? Seine Einwürfe dagegen
sind höchst seicht (S. 88). Wo ist der zur
Praxis approbirte Arzt und Wundarzt, dem
an der Stelle der gesetzlich befohlenen Nah-
mensunterschrift „sich einer Chiffer zu be-
„dienen“ erlaubt wäre? und warum kann
sich unser Verfasser in Stettin nicht helfen,
„wenn ihm ein Recept mit dem Nahmen
„eines Berliner Arztes zugesendet wird?“
Warum fällt er denn gleich auf die gehäßi-
ge Idee, daß Betrug bei der Namensunter-
schrift statt habe? welches Interesse hätten
doch die Kranken den Apotheker so zu be-
lügen? und wenn er Verdacht schöpft, kann
er sich nicht näher nach der Sache erkundi-
gen? Bekanntlich werden solche Fehler hart
bestraft, und warum sollten alle Kranken
Falsarii seyn? — Schöpft der Apotheker
daher nicht gegründeten Verdacht aus dem
Inhalt, dem groben Fehler gegen die Che-
mie etc. so verfertige er es immerhin. Allen
Betrug kann kein Staat ganz verhüten, und

des Mißbrauchs wegen, kann eine gute Verordnung nicht ganz aufgehoben werden; denn müßte ja kein Attest, wenn man die Handschrift des Ausstellers nicht kennt, mehr gelten und H. M. selbst wäre in großer Verlegenheit, wenn man seine Unterschrift an einem fremden Ort für falsch erklären wollte. Er nehme also die Unterschrift unter obigen Modalitäten, so lange als wahr an, bis er hinreichende Ursache hat, das Gegentheil zu vermuthen, und frage nicht so wunderbar (S. 89) „soll ich ein einige Meilen weit hergesendetes Recept eines fremden oder unbefugten Arztes zurückschicken, und nicht verfertigen?“ Hier hat ja offenbar eine Verwechselung der Begriffe statt; ein fremder und unbefugter Arzt sind ja nicht Synonima — ! Von dem ersten ist schon gesprochen. Die Recepte des Letztern zu verfertigen, verbieten ja die Gesetze ausdrücklich. Antwort: (also) „Ja, H. M. soll die Recepte im letztern Fall zurückschicken. Es könnte nicht schaden wenn man ihm die Medicinal-Verordnungen, in Fragen und Antwort abgefaßt zum auswendig lernen zusendete, denn er

nimmt sich so wunderlich, daß man darüber erstaunen muß.“ — Was hat der V. (S. 89) darüber zu urtheilen: „ob ein Kranker ein Vomitiv nehmen soll, und ob er ihn sterben lassen soll oder nicht?“ Es giebt rechtliche Ärzte genug in Stettin, welche ihm die Frage bald beantworten werden. Wie kann ihm daraus auch ein Vorwurf erwachsen, daß er seine Schuldigkeit that, eher verdient er Lob daher, und ein „*Crimen laesae Majestatis*“ (welch lächerlicher Spaß!) kann es wohl nicht seyn, wenn er den unbekannten Verschreiber, nach der Befugniß zum Verschreiben, fragt. Er wollte vielleicht sagen: „ein *Crimen* gegen meine „Nahrung,“ denn der Schreiber wird natürlich weiter gehen, sind aber nur alle Apotheker edle Leute, doch nicht seinen Zweck erreichen können. Wollte der Himmel, sie handelten nur alle nach der Vorschrift, so hätte sich H. M. keine Sorge zu machen. Ist aber Unrecht thun Einiger, bei Andern ein hinreichender Grund, das Unrecht nicht zu unterlassen? — und ist daher H. M. Schluß seiner würdig: (S. 90) „das ganze Gesetz ist also nicht ausführbar,

„kein Apotheker richtet sich darnach und „kann sich darnach richten.“ — Der erste Satz ist nicht bewiesen, zur Haltung des Letztern verbindet der Eid auf die Medicin: Gesetze den Apotheker. — Woher weiß aber H. M. daß alle Apotheker so gewissenlos sind, und sich gar nicht nach diesem Gesetz richten? — Sagt er nicht mit andern Worten: Ihr Kollegen seid den Medicinal-Gesetzen keinen Gehorsam schuldig; thut, was ihr nicht lassen wollt! — schöne Beispiele! —

Woraus folgt denn (S. 96), daß der Apotheker bei Beobachtung des Gesetzes nicht leben kann, wenn alle Apotheker pflichtmäßig handeln? und gesetzt, seine besondere Lage und die Habsucht der Kollegen hinderte ihn an der strengen Befolgung desselben, will alsdenn H. M. dies den gesetzgebenden Behörden zum Vorwurf machen? Sollen diese denn etwa um sich bei den Apothekern beliebt zu machen, ihnen unter den Fuß geben das Gesetz sey nur zum Schein gegeben? — Dem Staat muß das rechtliche Beste des Publikums über Alles gehen, er muß daher einen jeden da-

bei concurrirenden Theil, in seine Schranken durch gute Gesetze verweisen. Dafs dagegen *intra et extra* gesündigt werden könne, kann kein Gegenstand seiner Notiz seyn; denn diese Furcht würde die gesetzliche Vorschrift ja selbst hintertreiben. Die competente Behörde ignorirt hier allenfalls, so lange ihr keine Anzeige geschieht; mehr kann sie nicht thun. Uebelstände und Schwierigkeit bei der Ausführung der Gesetze, geben keinen Grund zur Aufhebung, sondern vielmehr zur Entfernung desjenigen, was ihrer praktischen Vollkommenheit hinderlich ist. Wenn lauter folgsame und keine eigennützige Menschen wären, so bedürfte es gar keiner Gesetze. Da dem nun aber nicht also ist, so müßte der Staat seine erste Pflicht, das Beste der Bürger überall zu beabsichtigen, um den Apotheker nur reich zu machen, aus den Augen setzen, und zu dem Ende unsäglichen Schaden, einen Jeden durch freie Hand lassen sich an der Gesundheit und dem Leben der Staatsglieder zu versündigen, nicht hindern.

Dafs es bloß auf das Reichwerden des Apothekers bei diesem Streithandel ankommt,

sieht man (S. 99) zu deutlich, wenn H. M. die merkwürdigen Worte schreibt, nemlich: „das Gesetz könnte dennoch bestehen, „und selbst zur Führung des Receptbuches „würden sich die Apotheker entschliessen, „wenn die Taxe nur darnach eingerichtet „würde!“ Da sehen wir, wo der Haase im Pfeffer liegt! also Unmöglichkeiten, die Führung des Receptbuchs, sind nun realisiert!! — — man denke!! — Alles wird ausführbar, so bald dem Apotheker der Wille geschieht!! — ich erstaune! — Das hat H. M. schlecht gemacht, — welche Blöfse hat er hier gegeben! Warum kann er sich denn bei der Taxe nicht beruhigen. Ich habe ja oben schon dargethan, daß er bei dieser nicht verdirbt, und wohlhabend dabei werden kann. H. M. nimmt Rußland zum Beispiel, wo die Taxe besser seyn soll. Aber in Rußland ist auch alles weit theurer als bei uns. Dort hat auch in dem Apothekenwesen eine ganz andere Einrichtung als bei uns bekanntlich statt. Und was würde der Vorschlag (S. 91) „daß an einem Ort, wo „nur ein Arzt ist, dieser eine Stunde des „Tages zu Hause bliebe, und für die armen „Land-

„Landleute umsonst Recepte verschriebe“ nützen? Würden diese demohnerachtet nicht zum Pfuscher gehen, wenn sie zu dem Arzt kein Zutrauen haben? und würde der Apotheker denn nicht wieder gewonnen Spiel haben? Unser Verfasser muß die Landleute wenig kennen, wenn er glaubt, daß sie immer den gesetzlichen Arzt suchen. Diese Leute haben ihre eigene Logik, welche der Arzt doch nicht bessern kann. Sie bezahlen lieber dem Pfuscher seine Recepte, ehe sie sich solche von dem Arzt umsonst holen. — Bis jetzt haben wir noch kein Gesetz, welches denjenigen, welcher sich eines Pfuschers bedient, straft; und gesetzt, es würde auch gegeben, so ist doch die tägliche Sündenzahl hier so groß, daß kein Richter mit Bestimmung der Strafen fertig werden würde, und überdem würden die meisten Contraventionen, gar nicht einmahl zu seiner Notiz kommen. Dem Apotheker ist aber die Controlle der Pfuscher weit leichter, weil er die Beweismittel in Händen hat, welche eben, so schwer bei den Contraventionen der juristischen Pfuscher zu finden sind; weswegen auch die Winkelconsulanten ihr

Wesen immer fort treiben! Gesetzt aber man könnte allen Landleuten Zutrauen zum Arzt einflößen, so würde er nicht eine Stunde, sondern den ganzen Tag zu Hause bleiben müssen, und wenn er nun von seiner Praxis, so lange er unbesoldet bleibt, leben muß, so würde er ja nicht subsistiren können und seine übrigen Kranken leiden lassen müssen. Wo mehrere entschädigte Ärzte leben, kann man diese Verordnung wohl zur Ausführung bringen. H. M. verbessere aber nur zuvor den Gehalts-Etat — der Ärzte, — denn wollen wir an die Ausführung des *pii desiderii* gehen. —

Ueber den Artikel: „die dem Arzte „von dem Apotheker zu erweisende Achtung“ (S. 92) wird H. M. gar sehr redselig, und man merkt, daß er darüber mit Ärzten schon zusammen gerathen, und vielleicht von Einem oder dem Andern unartig behandelt worden seyn müsse. Das soll nun (wie gerecht) der ganze Stand der Doctoren entgelten, und zuerst geht es über den großen Haller her, welcher in der *Pharmacopoea Helvetica* 1777, pag. 12—19 dem Apotheker Achtung gegen die

gesetzmäßige Ärzte und die Facultät (NB. das sind die *collegia medica*) empfiehlt. Wie grausam! Die Todten in der Erde nicht einmahl zu verschonen! und Haller verlangt doch ausdrücklich nichts weiter als: *debitam reverentiam* und *in rebus medicis obsequium*, von den Apothekern gegen die Ärzte, worin alle je ergangene Medicinal-Ordnungen einstimmen. Man sehe die Churfürstlich Brandenburgische Med. Ordn. d. d. 30. August 1695. S. 57. Die Braunschweigsche v. 1711 S. 11 etc. Dabei fragt H. M. sehr witzig: „gegen die *illegitimos* „nicht?“ gehört darauf wohl eine Antwort? — Nun muß der arme Doctorhut, der uns so schweres Geld gekostet hat, auch herhalten, und das darum, weil einmal (S. 93) „in einem gewissen Ort sich die (scandalöse) „Geschichte zu trug, daß ein in der Chemie „besser bewandeter Apotheker - Gehülfe, „dem H. Doctor gegen seine Meinung bewiesen hat, eine von ihm bereitete Mischung richtig verfertigt zu haben; wobei „der Arzt grob gegen den Gehülfen geworden“ etc. Wie erbaulich das nun ist! in beiden Fällen konnte ja Irrthum möglich

seyn, und doch soll darum der ganze Stand der Doctoren herhalten, weil sich einmahl Einer versehen hat. — Ich will H. M. hierauf dienen. Der Doctorhut ist eine alte Würde, welche lange vor ihm bekanntlich existirt hat: und, wenn auch öfters an Unwürdige vertheilt, dennoch immer ihren Werth behalten wird, so wie dies mit allen andern Würden in der Welt sich eben so verhält. Giebt es nicht manche Rätthe die schlecht zu rathen wissen, manche Directoren die schlecht dirigirten, und manchen Apotheker, der gute Recepte schlecht verfertigt? Hat deswegen Jemand gesetzliche Competenz, den Rath, Director, oder Apotheker, gering zu schätzen? und wenn diese Herren ihrer Würde keine Ehre machen, so ist das ein separater Artikel, den Niemand als die Obrigkeit zu rügen hat. Bedenke H. M. einmal, wo das hinaus wollte, wenn ein Jeder die Erlaubniß hätte, sich an Jemand, der nach seiner Meinung seinem Stande keine Ehre machte, öffentlich zu reiben? Die Gesetze nennen mit Recht eine solche Handlung eine Verbal-Injurie, und der Verfasser hat demnach einen Jeden Ein-

zeln, der diese Würde bekleidet, beleidigt, weil er so wenig, als irgend Jemand anders, die Befugniß hat, einen ganzen Stand zu beleidigen: denn so bald ein Staat, oder vielmehr das Landes-Oberhaupt, Jemanden diese Würde ertheilt, so beleidigt man in ihm zugleich das Landes-Oberhaupt, das diese Würde ertheilt hat. Giebt es nicht so viel betittelte Leute, welche sich von selbst bescheiden, daß sie keinen Anspruch auf die Wirkung ihres Titels machen? Giebt es nicht Commerzienräthe und Hofräthe, welche weder bei dem Commerz-Collegio, noch bei Hofe um Rath gefragt werden? Ja giebt es nicht Hof-Apotheker, die nie einen Gran Medicin für den Hof zubereiten, und welche bloß von dem Staat mit diesem Character beehrt worden sind? — Was würde H. M. wohl sagen, wenn Jemand zu ihm spräche: sie heißen Hof-Apotheker, warum verfertigen sie denn keine Medicin für den Hof? ihre Würde ist ja ein leerer Schall. Er würde dies dem unbefugten Frager, allerdings sehr übel nehmen. Ich würde daher die Achtung für das Publikum und für mich selbst hinten ansetzen

müssen, wenn ich die beleidigende Witzelei (S. 94) welche ein Jeder, dem daran gelegen ist, nachlesen kann, hier mit gleichem Caliber vergelten wollte. Ich bemerke nur noch, daß man bei dieser Gelegenheit erfährt, wie H. M. in Schweden gewesen ist, und daselbst einer Doctor-Promotion beigewohnt, und wie der Promotus Blähungen bei dieser Promotion bekommen hat; worüber zu spotten um so grausamer ist, weil H. M. Mittel genug wider die Blähungen in seiner Apotheke besitzt, und dem armen Mann leichter damit helfen, als ihn verlachen konnte. Es ist übrigens unbegreiflich, wie er sich an einem so ehrwürdigen Stand, der so viele achtungswerthe Mitglieder besitzt, so sehr versündigen, und worunter H. M. sogar einen Sohn hat, der in seinem Wohnorte allgemein geschätzt wird, und zu dessen Erlangen dieser Würde, er doch die Kosten nicht übel anzuwenden geglaubt haben muß, solche Beleidigungen erlauben konnte! — Man wird daher gern, nicht nur die von ihm, angegebene gefährliche Wirkung des Doctorhuts, welcher der, der von Marumschen „Elektrisir-Maschine nach

„seiner Meinung ähnlich seyn soll, (S. 94)
 „sondern auch gern zugeben, daß er alle
 „Ursach deshalb habe, aus der Schlagweite
 „desselben zu bleiben.“

Von S. 92 bis 114, läßt sich H. M. besonders weitläufig über den schon S. 92 berührten Artikel: „der dem Apotheker in den „Medicinal-Ordnungen zur Pflicht gemachten Bescheidenheit gegen die Ärzte“ aus. Die Sache verdient die Umständlichkeit nicht, welche H. M. ihr widmet. Höflichkeit ist bedingte Pflicht der Convenienz, und entspringt aus den wechselseitigen Verhältnissen, in der Gesellschaft: gründet sich auf der Achtung, welche Jemand wegen der Umstände, worin er sich gegen mich befindet, von mir fordern kann; das Gegentheil würde also eine Vernachlässigung der Würde andeuten, welche ein bestimmter Jemand vermöge seiner nothwendigen Beziehungen gegen mich, geltend zu machen befugt ist. Und dies letztere geschieht in Subordinationsverhältnissen ohne Zweifel, von Vorgesetzten gegen Untergeordnete. Daß der Apotheker sich im letzten Fall gegen den Arzt befinde, ist ausgemacht. Dagegen muß

der Arzt freilich auch sich so benehmen, daß er den Apotheker keine gegründete Ursach gebe, sich von seiner Verbindlichkeit der Höflichkeit entbunden zu sehen. In jedem Falle aber, muß er doch die Vorschriften des Arztes in Sachen seiner Kunst befolgen, und kann sich bloß wegen der verletzten Anständigkeit gegen ihn von Seiten des Arztes, beschweren, darf aber nicht Repressalien gebrauchen, weil dies einmahl gegen alle sittliche Bildung läuft, sondern auch zum öffentlichen Ärgerniß Gelegenheit giebt; es sey denn, daß er von dem Arzt so sehr durch Realinjurien angefallen würde, welchen dieser denn allerdings durch Ausübung seines Hausrechts begegnen kann. Wir haben leider solche Beispiele in den neuesten Zeiten gehabt, sie geben aber dem Apotheker kein Recht, dem ganzen Stand der Ärzte deshalb Unhöflichkeit vorzuwerfen.

Irren ist menschlich, und derjenige Arzt, welcher den Irrthum, wenn er ihm von dem Apotheker gründlich dargethan worden wäre, nicht einsehen wollte, würde sich als ein hochmüthiger und thörigter Mann zeigen.

Bei einem übrigens, (wie dies immer seyn sollte), billigen und erlaubten guten Vernehmen, zwischen beiden Theilen, können solche unwürdige und unschickliche Auftritte auch nicht vorkommen, und nur ein, wie gesagt, eitler unverständiger Mann, kann bescheidene und gegründete Vorstellungen mit Unhöflichkeit zurückweisen. Gewöhnlich liegt aber in diesem Fall Groll, und das Andenken ehemaliger Nekkerey, zwischen beiden zum Grunde, wozu der Apotheker, durch unbefugte unnütze Klügelei, *quid pro quo* geben, unartige Bemerkungen über die Verordnungen des Arztes gegen Boten und Kranke, durch Selbstcuriren in der Stadt u. s. w., oder der Arzt seiner Seits, durch Despotismus oder grobe Fehler in der Verordnung, Gelegenheit gegeben haben mag. Der Arzt weiß dabei seiner Seits zu gut, daß er dem Apotheker vorgesetzt ist, und glaubt jene Unarten nicht so hinnehmen zu dürfen. Ich habe solche überkluge Apotheker gekannt, welche die Recepte des Arztes eigenmächtig änderten, hiervon erzählten, den Arzt im Publikum verdächtig machten, oder aus ihrem eigenen

Geistes-Schatze dem Kranken etwas verordnen, wozu der Arzt aus erheblichen Ursachen, oder aus zu großer Friedfertigkeit schwieg. Läuft einem ehrlichen Arzt (*et columbae sua bilis*), nun einmal die Galle über solchen Unfug über, so ist es wohl unter diesen Umständen verzeihlich, wenn ihm in der Hitze eine Unhöflichkeit entfährt. Es giebt der Apotheker ja, welche alles besser wissen, und sich nie belehren lassen wollen, auch zuweilen, besonders Abends, einen Zug über den Durst, (wie man zu reden pflegt) thun; (welche üble Gewohnheit aus der häufigen Gelegenheit mit geistigen Dingen umzugehen, leicht entstehen kann). Diese sind dann nicht im Stande, mit sich vernünftig sprechen zu lassen, und es kann auch ursprünglich, in den vorigen Zeiten, wo die feinere Cultur noch nicht so weit gediehen war als jetzt, das öftere Vorkommen der Unhöflichkeit der Apotheker, gegen die Ärzte aus dieser Ursach, leicht Veranlassung zur Verordnung der Höflichkeit der Erstern, gegen Letztere in den Medicinal-Ordnungen gegeben haben. Denn hätte es keine unbescheidene Apotheker gegeben, so

wäre ja überhaupt kein Grund zu dieser Verordnung vorhanden gewesen; da der Arzt so leicht nicht Handel anfangen wird, wenn er nicht dazu gereizt wird. Wer Verordnungen befolgen soll, wird immer eher Gelegenheit zur Beschwerde geben, als der welcher sie giebt.

Wie nöthig ist die Schonung und Bescheidenheit des Apothekers gegen den Arzt nicht auch deswegen, weil des letztern Ruf in den Augen des Publikums ein sehr delicates Ding ist, und dem, wenn der Arzt auch wirklich Versehen begangen hätte, doch nie zu nahe deswegen von dem Apotheker getreten werden darf: und es ist höchst sonderbar, wenn H. M. (S. 99) auf diese Forderung des D. Hahnemann ausrufen kann, „wie sehr doch ihr eigener Ruhm“ (sollte heißen Ruf) „den Herren am Herzen „lieget!“ Wie? lieget dem H. M. der seinige weniger daran? Fast auf jeder Seite seiner Schrift, ist ihm des Apothekers Ehre in Gefahr, von dem Arzte gekränkt zu werden. — Das *Jus talionis* darf er deswegen, wie oben schon gezeigt wurde, doch nicht ausüben, sondern muß sich bei der Behörde

des Arztes beschweren, da überdem beiden Theilen solche unartige Auftritte nicht, sondern bloß den Lachern frommen, welche sich dabei an den bekannten Zweygesang der beiden Glaubensverwandten, einer ehemahls sehr beliebten Operette, zu ihrer Erbauung erinnern müssen. Beide Stände thun überhaupt sehr wohl, ihre Blößen vor dem Publikum möglichst zu verdecken, welches an sich nur gar zu geneigt ist, vermöge des Kantischen Radicalen Bösen, ihnen Etwas (wie man zu reden pflegt) an das Zeug zu flicken; zu welchem Ende nichts besser ist, als ihre Erbsünde unter dem Sonntagskleide der Gezähmtheit zu verstekken, und in ihrem Kämmerlein Buße zu thun. —

Daß H. M. (S. 101) mit der Schwedischen Medicinal-Ordnung, welche der ihm so anstößigen Bescheidenheit nicht erwähnt, sehr zufrieden ist, ist sehr begreiflich. Ich kann dies, wenn anders die Bescheidenheit hier nicht übertrieben werden sollte, bloß in der großen Höflichkeit der Schwedischen Apotheker suchen, nach welcher, die Erinnerung dieser Art an sie ganz unnöthig war. Doch dieses, und manche weitläufige Wie-

derholung dieser Art bis S. 107 kann ich füglich, um meine Leser nicht zu ermüden, übergehen, und bin ihres Beifalls hierüber, wenn sie diese Seiten bei H. M. noch lesen sollten, im Voraus gewifs. —

Wenn H. M. (S. 108) von der Verlegenheit des Apothekers, bei bedeutenden Irrthümern in den Verordnungen des Arztes, (welche er „große Versündigungen“ nennt) besonders wenn diese keinen Aufschub leiden, und doch der Arzt nicht aufzufinden ist, spricht, so kann sich doch jener recht gut hieraus helfen, wenn er in allen solchen Fällen, nach welchem Menschenleben in Gefahr gerathen könnte, die Verfertigung der Vorschrift unterläßt, bis er mit dem Verschreiber darüber Rücksprache genommen hat; denn es ist doch besser, den Kranken lieber einige Stunden warten zu lassen, als ihm Gift zu geben. Wenn nemlich der Arzt auch statt $\mathfrak{3j}$ Laudanum $\mathfrak{3j}$ geschrieben hätte; so würde doch der unwissendste Mensch begreifen, daß hier ein Fehler statt habe, und der Arzt müßte unsinnig seyn, wenn er dem Apotheker seine Zweifel übel nehmen wollte. Der Apotheker hätte sogar, wenn

seine bescheidene Erinnerungen von dem Arzte übel gedeutet, und in der Folge ähnliche Fehler von diesem begangen würden, Recht und Pflicht den Collegien, jedoch *sub rosa* für das erste Mahl (wegen des Rufes des Arztes) hiervon Anzeige zu thun, muß aber die Sache nicht stadtkundig, so, daß die Kinder in den Gassen davon sprechen, werden lassen. *)

*) Diese Vorsicht der Anzeige in solchen Fällen, ist wohl jetzt nöthiger als je, seit die Ichs- und Naturphilosophie in den Köpfen der jungen Aerzte zu spuken angefangen hat, vermöge welcher man jetzt, aus den empirischen Leibern hinaus und hinein spazirt, und *a priori* ohne Jemand den Puls gefühlt zu haben, schon zu bestimmen weiß, wie eine Krankheit nicht nur conste- nirt (welches noch verzeihlich wäre) sondern auch curirt werden muß; weswegen denn auch die medicinischen Collegia nicht thätig genug seyn können, den Nachtheil, welchen die empirischen Subjekte zuweilen, durch diese Curen ihrer übersinnlichen Brüder leiden können, Amtshalber zu rü-

Wenn aber der Arzt nun in langer Zeit, oder wohl gar nicht mehr zu sprechen wäre, so darf der Apotheker wie H. M. (S. 108) will, deswegen doch nicht die Vorschrift „eigenmächtig“ ändern, denn dazu hat er von seinem Amt keine Competenz, sondern er muß den ersten besten praktischen approbirten Arzt herbeirufen, und sich bei diesem Rathes erholen. Wenn denn der Apotheker noch überdem darauf hält, daß das Gewicht aller wichtigen Mittel, mit Zahlen oder Buchstaben contrasignirt werde, so wird kein Mißverständniß möglich seyn. — Der von H. M. für den Apotheker gefürchtete Nachtheil (S. 110) der Vorlegung

gen, und ein billiger Arzt kann daher um so weniger jetzt eine bescheidene Frage des Apothekers übel nehmen, weil man es keinem ansehen kann, ob er auf dem gemäßigten und gebahnten Wege der Methodik wandeln, oder zur Fahne der allwissenden Medicin eines R ö s c h l a u b geschworen, und ob er in Bamberg und Würzburg, oder in Halle studirt hat?

dieser Recepte bei den medicinischen Collegien, darf doch, wenn er nemlich gar nicht mit dem Arzte fertig werden kann, keinen rechtschaffenen Mann abhalten, seine Schuldigkeit zu thun; es würde dies von dem größten Nutzen seyn. Sollte aber die Unterlassung solcher Rügen, nicht vielmehr in dem alten Spruch zu suchen seyn: wer reines Herzens ist, werfe den ersten Stein auf den Andern; und sollten daher nicht beide Theile oft Ursach finden, — zu schweigen? —

Dafs der Apotheker „leicht irren kann“ (S. 111) wird Niemand bezweifeln, der das Gewühl einer grossen in guter Nahrung stehenden Apotheke kennt, und es versteht sich von selbst (was dennoch keine Medicinal-Ordnung zu gebieten braucht), dafs eines Irrthums wegen (wie in der Österreichischen M. O. verboten ist) „der Apotheker „nicht gleich ausgeschrieen werden darf.“ Dies ist überdem, der Fehler sey so groß als er wolle, immer widerrechtlich. Es ist richtig, dafs dem Arzt oft Bedenklichkeiten gegen ein Mittel, nach Geruch und Geschmack aufstossen. Hier läßt sich aber *ad unguem,*

unguem, nicht immer ausmitteln, ob der Apotheker Fehler begangen? besonders wenn sehr kleine Quantitäten in der Mischung enthalten sind. H. M. will dem Arzt hier zur Last legen: „dafs er den Schnupfen „(S. 112) haben, und also nicht recht riechen und schmekken könne.“ In schnupfigen Zeiten ist das freilich möglich, und sehr schwer über die sinnliche Eigenschaft des Dinges, oder vielmehr die Beschaffenheit der Receptinität des Organismus des Arztes, Apothekers, und Kranken zu streiten; denn die Grade des Schnupfens sind verschieden, und ein Blinder könnte dem Andern den Weg zeigen wollen. Hiebei ist dem Apotheker doch am meisten zu rathen, den Schnupfen möglichst zu vermeiden, damit er eher, als der Arzt und Kranke erfahre: ob seine Leute richtig gemischt haben oder nicht? Wenn im Unglücksfall beide den Schnupfen hätten, würde ich rathen, die Streitsache bis nach vollendeter Cur auf sich beruhen zu lassen, dem Apotheker aber, das streitige Mittel gleich frisch auf der Stelle selbst zuzubereiten, so wird denn aller Haader gehoben, der Kranke bekommt frische

und gewiß ächte Medicin, und wird sich leicht, über den Schnupfen des Arztes und Apothekers beruhigen können.

Dafs zur Schlichtung solcher Streitigkeiten „zwei Apotheker (S. 114) zugezogen werden sollen“ finde ich sehr gut; wenn aber an einem Ort nicht zwei vorhanden sind, so müßte der Fall verschickt werden; und in dem Fall würde mein Vorschlag, der neuen Verfertigung des streitigen Mittels am ehesten zum Zweck führen. H. M. nennt die verordnete Zuziehung der Apotheker in diesem Fall: „eine unerhörte Billigkeit“ (S. 114) und fragt: „warum andere Medicinal-Ordnungen dies nicht auch so, wie die Preussische gebieten?“ — Nun! die Medicinal-Ordnungen können nicht sämtlich gleich vollkommen seyn, doch versteht es sich dabei von selbst, dafs ein verständiger Gerichtshof, immer dem Apotheker gerecht werden wird, wenn auch nicht ausdrücklich darüber ein Gesetz vorhanden ist.

Dafs aber der Arzt „seine Fehler dem Kranken zu entdecken nicht offenherzig genug seyn werde“ (S. 114) sollte ihm H.

M. nicht verdenken. Man sieht, daß er hier an den Ruf des Arztes, wovon eben die Rede war (weil es ihm nicht wichtig genug schien,) nicht gedacht hat. Was kann es dem Kranken nutzen, die Blößen seines Arztes, zu dem er Zutrauen hat, zu kennen? Gehört es nicht vielmehr zur guten Politik des Arztes, diese Fehler so viel als möglich zu verbergen, um desto fleißiger sie wieder gut zu machen suchen? Würde der Kranke die Sache nicht leicht höher halten, als sie wirklich ist? „Daß der Arzt „dennoch den Verdacht der Schuld von „sich abzulehnen sucht, (S. 115)“ kann H. M. ihm nicht, freilich aber denn wohl übel nehmen, „wenn er die Schuld auf den Apotheker schieben will.“ Sollte denn das aber so oft vorkommen? da wäre ja der Arzt immer ein schlechter Mensch, und H. M. ist wegen der Bekanntschaft so vieler schlechten Ärzte sehr zu bedauern. — Es bleibt in solchem Fall, des Arztes Pflicht, alle üble, sich bei Gelegenheit eines angeblichen als wirklichen Fehlers, über eine Apotheke verbreitende Gerüchte, durch sein Ansehen zu entkräften, und mit dem Apo-

theker im Vertrauen darüber zu sprechen. Leider aber hat H. M. wieder sehr übertrieben, wenn er den seltenen Fall, (S. 116) daß ein liebloser Arzt den Apotheker „der „statt ein Quentchen Salpeter ein und ein „halbes Quentchen genommen hatte, einer „Vergiftung beschuldigte,“ so übel anwendet, deshalb zu fragen: „sind Ärzte, welche „also handeln, keine Ungeheuer?“ und gleich darauf antwortet: „vermuthlich nicht, „weil sie Ärzte sind, und das wird ihnen „zur Ehre gereichen, denn sie sehen auf „Ordnung und Genauigkeit, und sind für „das Wohl ihrer Kranken besorgt.“ Hätte H. M. hier nur von einem Arzt gesprochen, so wäre das nichts besonders, da er aber deutlich zu verstehen giebt, daß solche Vorfälle in der Mehrheit vorkommen können, so ist diese Beschuldigung eine höchst unwürdige Verunglimpfung der Ärzte, wobei er denn wieder Alles untereinander wirft, damit nur recht gelästert werden könne. Welcher vernünftige Mensch hat denn schon auf Ordnung und Genauigkeit halten, mit der Verunglimpfung seines Nächsten für gleichbedeutend gehalten? Leider ist des H.

M. üble Laune, welche dem ganzen Stand entgelten läßt, was ein einzelnes Mitglied verschuldete, immer mit seiner Besonnenheit davon gegangen. Und was hat er mit seinem angeblichen Reciprocum (S. 117) „daß „gegen einen Fehler in der Apotheke, welcher dem Kranken nur entfernt schädlich „gewesen wäre, hundert ja Tausende dem „Leben des Kranken drohen, welche durch „Unwissenheit der Ärzte begangen werden,“ Großes dargethan?

Abgesehen davon, daß hier wieder eine entsetzliche Uebertreibung Statt hat, so werden gewiß täglich Fehler in den Apotheken begangen, welche aber Dank den Göttern! nicht immer so bedeutend sind, daß großer Schaden deshalb geschieht, und sie laufen auch nicht in die Hundert und Tausend. Daß sie aber dem Kranken nicht entfernt schädlich seyn sollten, möchte H. M. schwer zu beweisen werden, zu dem er kein competenter Richter hier seyn kann. Dem Arzte ist aber auch das Fehlen verzeihlicher als dem Apotheker, denn er hat den kranken menschlichen Körper, den er nie so vollkommen kennen lernen kann, als der Apo-

theker sein Laboratorium, Apotheke und Kräuterboden u. s. w. und seine Leute kennen sollte, zum Object. Sollten aber diese Fehler der Unwissenheit der Ärzte, wirklich in die Tausend laufen, so wäre es kein Wunder, wenn kein Kranker mehr hergestellt würde, denn da wäre ja nichts als Fehler in den Handlungen der Ärzte, und ihre Unwissenheit hätte ja keine Grenzen!! — Unglücklicher Staat!! — wo die oberste Behörde stets schlief, so viele elende Ärzte ihr Wesen treiben ließe! und in dem nur noch ein einziger einsichtsvoller Apotheker lebt, der von dem Himmel zum medicinischen Zionswächter bestellt, allein das große Elend kennt, worin wir uns alle befinden!! — und leider doch diesen Jammer nicht ändern kann. Denn so klingt seine Jeremiade: (S. 118) „und wenn der Arzt „wirklich gefehlt hat, so ist die Sache damit „abgemacht, wenn es“ (was ist hiermit gemeinet?) „auch den Kranken das Leben „gekostet hätte.“ Welche Unthaten dieser Art mögen nicht daher täglich und stündlich, unter den Augen des H. M. geschehen! — Wie steht es dagegen mit dem

Apotheker? „dieser hat nicht nur (S. 119) „allein das unangenehme Gefühl“ (was für ein Gefühl; wenn er ein Recept schlecht verfertigt hat?) „sondern er hat noch oben „drein Unarten, und öfters Grobheiten des „Kranken, und des Arztes zu erdulden.“ (Das hat er nicht nöthig) „und soll doch „noch die Fehler seiner Leute, mit Gold- „stücken, Scudis und Thalern büßen.“ Und dies Unglück wird noch vermehrt „durch „die Ungerechtigkeit und Härte, welche sich „schwache Ärzte gegen den Apotheker er- „lauben“ und H. M. weiß aus Erfahrung (wie entsetzlich !!) „dafs je schwächer und „unwissender die Ärzte sind, je wichtiger „dünken und zeigen sie sich gegen ver- „dienstvolle Apotheker.“ Was müssen nun diese gottlosen Ärzte nicht erst gegen die verdienstlosen Apotheker thun! gegen diejenigen, welche ihre Leute nicht in Ordnung halten, ihnen allen Willen lassen, dafs sie allerlei Kurzweil in der Officin neben dem Receptiren treiben, dafs wohl ein ärgerer Lärm in der Apotheke als in der Glücksbude entstehet, welche nichts davon wissen, dafs ihre Leute des Nachts umher-

schwärmen, und am andern Morgen statt Schwefel, Weinstein, lesen, denen aber nicht ein Haar gekrümmt werden darf, und welche daher an Gelde zu strafen, immer höchst grausam ist, weil, wie H. M. dies genau bestimmt hat (S. 117) „ihre Fehler immer nur entfernt dem Kranken schädlich werden, wenn dagegen die unwissenden „Ärzte durch Hundert und Tausend Fehler“ (der Merkwürdigkeit wegen schreibe ich diese Stelle nochmals hin) „nicht nur dem „Leben, sondern auch der Gesundheit „des Kranken (man denke! dieser *Contradictio in adjecto*) „nachtheilig werden.“ Denn diese indolenten Ärzte denken nicht daran „dafs die armen Apotheker, ihres „(S. 119) leider verhältnißmäfsig unbeträchtlichen Einkommens wegen, ihre junge Leute nicht hinlänglich belohnen können“ und dafs 50 procent, schreibe Funfzig Procent reiner Verdienst (*mirabili dictu!*), ja immer eine elende Kleinigkeit bleibt, wobei der Apotheker darben muß (!!) und bei deren Bestrafung H. M. die traurigen Folgen fürchtet „dafs wenn die jungen Leute an „Geld gestraft werden möchten, man ihnen

„dadurch Gelegenheit geben möchte, das
 „Geld auf eine andere Art wieder zu er-
 „langen, auf welche es dem Apotheker,
 „weit kostbarer zu stehen kommen würde.“
 Das heist denn doch mit andern Worten
 und unverblümt gesprochen, die jungen Leu-
 te mögten lange Finger machen lernen. —
 Ey Ey!! wohin denkt H. M., daß er den
 Lehrlingen solche üble Gesinnungen zutraut!
 Wird denn der rechtmässig Gestrafte gleich
 auf solche Laster verfallen? — Dies sind
 nur höchstens, Leute von schlechter Her-
 kunft und Erziehung fähig, und diese müs-
 sen nicht angenommen werden, so wie denn
 überhaupt, dieser Verdacht den jungen Leu-
 ten das größte Recht gibt mit H. M. unzu-
 frieden zu seyn. Aber er verschont in sei-
 nem Eifer keines Menschen Kind; die Ärzte
 haben ihn über alle Beschreibung aufge-
 bracht, und deswegen sieht er nicht ein,
 daß mäßige Geldstrafe eben das wirksamste
 Mittel ist, Aufmerksamkeit und Fleiß in die
 jungen Leute zu bringen. Wodurch sollen
 sie denn gebessert werden? Gehöriger Ernst
 und Strenge sind die besten Mittel sie in
 Ordnung zu halten; die Fehler werden denn

so selten werden, daß keine Geldstrafe weiter nöthig ist; und ich will doch nicht hoffen, daß H. M. Leibesstrafe bei ihnen einführen will? — Diese hat noch keinen Menschen gebessert, und ist nur als ein sehr unedles Mittel bei ausgemacht boshaften und incorrigiblen Subjekten anwendbar. —

Ueber die Qualification der Physiker (S. 119) zur Aufsicht der Apotheken ist schon bereits gesprochen worden, und ich kann also alles das, was H. M. (S. 121 und 122) über die Unfähigkeit der Ärzte hiezu, sagt, übergehen. Unser Verfasser meint aber „daß sie ihre Grenzen überschreiten, „und Forderungen an den Apotheker machen, welche kein Collegium medicum machen würde.“ Den Beleg hiezu gibt ihm die Billigung des H. Scherf, der Österreich-Lombardischen Medicinal-Ordnung, welche gebietet, daß die von außerhalb Landes eingekommenen nicht gehörig guten Waaren weggeworfen werden sollen, wobei H. M. sehr naiv bemerkt: „der auswärtige Kaufmann schenke ja dem Apotheker die mit „gelehrter Hand von dem Physikus wegge- „worfenen Waaren nicht.“ Diese Maafsre-

gel ist allerdings hart, und man könnte den Nachtheil für das Publikum, mit schlechten Waaren hintergangen zu werden, dadurch verhindern, daß der Apotheker gehalten würde, die schlechten Waaren auf der Stelle nach vorher gegangener Versiegelung durch den Physikus, zurückzusenden, und sich durch ein Zeugniß des Zoll-Amts desjenigen Orts, von woher die Waare versendet wurde, auszuweisen, daß sie wirklich an den Ort ihrer ersten Absendung wieder angelangt sind. Gesähe dies nicht, so wäre immer zu fürchten, daß der Apotheker nicht genau Folge leisten möchte, in jedem Fall aber würde doch das Publikum gesichert, und die Grofshändler, welche „nach H. M. Bemerkung selbst mit der „Waare betrogen werden, und nun den „Apotheker wieder damit betrügen,“ würden nun an diesem Betrug gehindert werden: denn dem Apotheker zum Besten, kann ja doch der Staat den verschuldeten Betrug, nicht durch den unverschuldeten heiligen. — Unser Verfasser giebt zwar hier den Rath „die ausländischen Waaren, welche man jetzt nur verfälschet oder schlecht

„bekommen kann, ganz aus den Apotheken
 „zu verbannen;“ er wird also auch am besten den Widerspruch zu realisiren wissen,
 „daß man die ausländischen Waaren (S. 122)
 „sich wohl verschaffen kann, wenn man sie
 „nur kennt, ihren Werth bezahlen will, und
 „den Ort weiß, wo man sie beziehen soll;“
 denn ich dünke, daß wenn sie überhaupt nicht mehr ächt zu haben sind, es auch also keinen Ort mehr geben könne, woher man sie sich ächt verschaffen soll nach dem Satze der Identität, das was ist: das ist, und nicht nach H. M. was nicht ist: das ist. —

Daß „die Physiker nach der Hildes-
 „heimschen Medicinal - Ordnung die Apo-
 „theker allein, und außer der gewöhnlichen
 „Visitation öfters besuchen, auch ihn und
 „seine Gehülfen mit guten Rath und nützli-
 „chen Vorschriften an die Hand gehen sol-
 „len u. s. w.“ (S. 123, 124) finde ich sehr zweckmässig, so bald der Physikus, welcher die Apotheker seiner Inspection und ihre Gehülfen am besten kennen muß, dies für nöthig hält. Es versteht sich ja von selbst, daß der Physikus hiebei, aller Chicanen sich enthalten werde. Hier macht aber H. M.

sein übles und beleidigendes Vorurtheil wieder geltend, wonach die Physiker zu Rathgebern nicht taugen sollen, und er nimmt es sich nicht übel, „von unwissenden, anmaßungs-vollen Physikern, und deren lächerlichen Rathschlägen zu sprechen;“ obgleich er bis jetzt nicht im Stande gewesen ist, sämtliche Physiker zu prüfen. Das hat er aber wieder seiner probaten Logik, welche *a particulare ad generale* schließt, zu danken, und die Physiker mögen ihn zur schuldigen Danksagung, einen anmaßungs-vollen Philosophen nennen, der es immer ganz ignorirt, daß es viele deutsche Ärzte giebt, welche sich in der Chemie und Pharmacie, berühmt gemacht haben. Diese und viele andere, welche bisher über ihre Fähigkeiten an unsern H. Verfasser noch nicht berichtet haben, werden über seine gewaltsame Perhorescirung lächeln, und sich das ihnen angeschuldete Unvermögen, nicht über den Kopf nehmen lassen, einen mechanisch- und schlendriansmäfsig arbeitenden Apotheker, zurechtweisen zu können; obgleich sie sich dabei aller Zurechtweisungen über den geschickten und kunstmäfsig arbeitenden

Apotheker von selbst enthalten werden. Und gesetzt, der Physikus fände auch in der Apotheke nichts zu tadeln, so kann doch seine unvermuthete Gegenwart, die Schlummernden zur Thätigkeit erwecken. Ueberhaupt haben unvermuthete Visitationen ihr besonderes Gute; man lese nur die erbaulichen Beispiele, welche Jugler in seinen vermischten medicinischen Schriften gesammelt hat. (S. 157 u. s. w.) und der des Raths bedürftige Apotheker, würde hiernach immer mit allem Dank die Erinnerungen des Physikus, in Zeiten sich die gehörigen Mittel für seine Apotheke zu verschaffen, und nicht so lange damit zu warten, bis eine unvermuthete Visitation, ihn nöthige, von einem Collegen Präparate zu borgen, welche dieser denn doch nach geendigter Visitation wieder abhohlen lassen, und dergleichen nützliche Dinge mehr, worüber man ausführlich in der angeführten Schrift lesen kann. H. M. wird den Jugler vielleicht für einen Verläumder erklären; das erfahrene Publikum der Ärzte aber, auf Juglers Seite seyn.

Ich bin auch überzeugt, daß der Staat

bloß aus Billigkeit, die gewöhnlichen Visitationen zur Ersparung der Kosten, für den Apotheker und die Kämmergeien, auf größere Zwischenräume bestimmt hat, obgleich es nicht schaden könnte, sie alle vier Wochen zu wiederholen, wenn man freilich dem ohnerachtet Niemand zwingen kann, ehrlich zu seyn, und es ohnmöglich ist, eine solche genaue Controlle über den Apotheker zu führen, die ihm alle und jede Contravention gegen die Medicinal-Gesetze ohnmöglich machte. In dieser und mancher andern Hinsicht, kann es nun freilich nicht schaden, daß der Physikus so genau als möglich mit dem besondern Verhalten des Apothekenwesens seiner Inspection bekannt sey, so wie es ebenfalls zu diesem Zweck möglich wäre, daß alle Ärzte, oder doch wenigstens diejenigen, welche Physiker werden wollen, die Apothekerkunst praktisch erlernt hätten, wenn sich dies nur mit der Zeit, welche sie zu ihrem Studio nothwendig gebrauchen, vereinigen ließe. —

„Von den Reisen der Apotheker ohne „Mitwissen der Physiker“ (S. 124) ist schon bereits gesprochen worden. Wie H. M.

aber die Folge ziehen kann „der Apotheker
 „dürfe also auch nicht einen botanischen
 „Spaziergang, ohne Erlaubniß des Physikus
 „thun“ ist nicht zu begreifen. Er wird
 doch nicht von Stettin bis nach Berlin bota-
 nisiren gehen wollen? — wozu also diese
 Luftstreiche? H. M. meint zwar (S. 126)
 „daß man denjenigen Apotheker, welcher
 „keine Lust zu seinem Geschäfte hat, immer
 „gehen lassen solle, weil er doch zu Hause
 „nicht viel nütze“ irrt aber doch darin sehr,
 denn der Apotheker soll ja eben Lust zu
 seinen Geschäften bekommen, und wird
 eben darum controllirt, weil es dem Publi-
 ko nicht gleichgültig seyn darf, ob es einen
 faulen oder fleissigen Apotheker hat, wäh-
 rend dessen Abwesenheit alle mögliche Un-
 ordnungen in der Apotheke vorfallen kön-
 nen. Uebrigens hat H. M. bei seiner wun-
 derlichen Forderung und dem Zugeben, daß
 es Apotheker gebe, die zu ihren Geschäften
 keine Lust haben, und also zu Hause nichts
 nützen, wohl vergessen: — daß die Apothe-
 ker lauter untadelhafte Leute sind. —

Nun kommt H. M. (S. 127) abermals
 auf sein Lieblingscapitel „den Rang des
 „Apo-

„Apothekers“ wovon schon Etwas gesagt worden ist. In seiner üblen Laune, und dem strengen Eifer für die falsche Ehre seines Standes, ist ihm hier ein kleiner Widerspruch entfahren. Denn wenn ich meinen Augen trauen darf, so heißt es (S. 129) kurz hintereinander: „In den Preussischen „Landen wären die Apotheker den Wund- „ärzten vorangesetzt“ und wiederum „nach „der Medicinal - Ordnung von 1725, wären sie ihnen nachgesetzt.“ Nun mag man einmal rathen, welche Stelle der Apotheker im Rang einnimmt! — Denn unser Verfasser weiß es selbst nicht, und nimmt es dem von Rossyage sehr übel, daß er sie sogar auf die Hebammen folgen läßt. Ein Jeder sieht ein, daß es hier nicht auf Rang und Stand im gesellschaftlichen Leben, sondern vielmehr darauf ankomme: welchen Stand in Absicht auf gesetzliche Forderungen, ein Vorgesetzter gegen den Subordinirten einnimmt? Hat der Wundarzt demnach Recepte zu schreiben, so ist es klar, daß der Apotheker seine Vorschriften befolgen muß, und daß er ihm also in der Art subordinirt ist. Hat die Hebamme Kinderbal-

sam zu fordern, so muß der Apotheker diesen verabfolgen lassen, und in so fern sind beide Stände die Requirenten, der Apotheker aber, der Folge leistende Theil. In der natürlichen Weltordnung, kann das auch nicht anders seyn. Was verliert der Apotheker denn aber hiebei? — Dafs er sich über diese Ordnung „wenn sie bei Leichenbegängnissen zur Sprache käme“ lustig machet (S. 118) ist auch nicht zu billigen. Er hat hiebei an die Hebammen gedacht. — Nun weifs er denn nicht, dafs das schöne Geschlecht immer voran geht, und würde ein galanter Apotheker sich bei dieser Gelegenheit entbrechen einer ehrwürdigen Hebamme den Arm zu reichen? — wenn der Fall, der mir noch nicht *in praxi* vorgekommen ist, obgleich ich so vielen Leichenbegängnissen beigewohnt habe, sich einmahl zutrüge, dafs eine Hebamme in der Procession mit aufträte, so würde ich für meine Person mich nicht schämen, einer solchen verdienstvollen Dame den Arm zu reichen. Hätte der Verfasser und ich wohl ohne sie das Licht der Welt erblickt? — Warum sollten wir uns schämen, unsern Hebammen

diese Ehre zu erweisen? Ja hätte ich Etwas zu verordnen, wie es nicht der Fall ist, so müßten wir sämtliche Glaubensverwandte, wenn wir bei einer verstorbenen Wöchnerin concurrirt hätten, deren Leiche folgen. Wer hätte wohl ein größeres Recht dazu? überdem werden ja der geschickte Wundarzt und Hebamme jetzt bei feierlichen Gelegenheiten z. B. zu dem Gevatterstande oft gebeten. Freilich wenn der an einem andern Ort der Schrift des H. M. erwähnte Vorschlag, die Apotheker zu Excellenzen zu machen, zu Stande kommen sollte, denn würden wir übrige Glaubensverwandte ihnen gern aus dem Wege gehen, denn mit einer solchen Excellenz wäre nicht zu spassen!! — und es fehlte denn nichts mehr, als das Vorrecht des breiten Steins, um einen jeden Marktflecken, worin sich ein Apotheker befindet, zu einer Universitäts-Stadt zu erheben. —

Wozu aber dieser Rangstreit? — wenn H. M. selbst (S. 128) sagt „der Rang macht „den Mann nicht um ein Haar besser und „setzt seinen Verdiensten nichts zu,“ daher wird ein jeder vernünftiger Mann, den Apo-

thecker, wie er seyn sollte, nach Verdienst zu schätzen wissen. Soll aber dem Apotheker im bürgerlichen Leben eine Stelle angewiesen werden, so würde ich ihn in die Klasse der Kaufleute setzen, und damit ich nichts dabei versehe, so mag er mit diesen dergestalt rangiren, als die besondern Umstände des Orts und seine Lage es mit sich bringen. In einer grossen Seestadt, gehört er daher mit allem Recht zu den *en gros* handelnden Schiffsherrn, und in kleinen Städten zu den *en detail* handelnden Kaufleuten. Bekanntlich werden beide Klassen an ihrem Ort vom Publikum genug geachtet, und ich denke, ein jeder billiger Apotheker wird mit mir über diese Classification zufrieden seyn; denn beide Klassen haben ähnlichen Beruf, und müssen vom Handel und Wandel leben. Bei Concurrenzen bestimmt der Tag ihres erlangten Handels - Privilegii oder ihre Concession den Vorrang. Zuletzt kommt doch aber bei dem Geltendwerden dieser Theorie, alles auf den Vermögenszustand des Apothekers an. Kann er die kostbaren *Dinés* und *Soups* der grossen Kaufleute, nicht mit halten,

so hilft ihm doch *in praxi* sein Rang zu nichts. Mein gutgemeinter Rath, wäre aber immer, der Apotheker lebe häuslich, wirthschaftlich und eingezogen, so risquirt er nicht zu falliren, und in Schaden und Schulden zu gerathen; zu dem, da seine Geschäfte ihm nicht Zeit zu dergleichen Partien übrig lassen, das Publicum kein sonderliches Vorurtheil für ihn aus solcher brillanten Lebensart schöpft, und keinen sonderlichen guten Ausgang davon erwartet. Doch ein jeder vernünftiger Mann, wird am besten wissen, was er zu thun und zu lassen hat. —

Nun spricht H. M. weitläufig (S. 129 bis 134) nach mehreren angezogenen Beweisstellen verschiedener Medicinal-Ordnungen, von der Wichtigkeit und dem Umfang der Apothekerkunst für den Staat, worin ich ihm auch in manchen Stellen dieser Schrift beitrete. Darin geht er aber (S. 129) zu weit, wenn er sagt „der Apotheker muß „von den Arzneimitteln die gleichen Kenntnisse haben wie der Arzt, und noch Etwas mehr“ denn die Heilkräfte der Mittel, gehen ihn directe nichts an, er müßte denn an einem kleinen Ort, wo weder Arzt noch

Wundarzt sich befinden, mit der Heilkunde sich abgeben wollen. Nur die arzneiliche Kenntniß der Gifte, darf ihm nicht fehlen, damit er bei, ihm verdächtig scheinender Dose, dem Arzt Vorstellung thun kann. Außerdem ist es ihm genug, diese Dinge in naturhistorischer, chemischer, und pharmaceutischer Hinsicht zu kennen. Es wird auch kein Apotheker über deren Anwendung, in den verschiedenen Krankheiten geprüft, obgleich es bekannt ist, daß sie gern mit dem nemlichen Erfolg in der Heilkunde pfuschen, als die Juristen dies in der gerichtlichen Arzneiwissenschaft zu thun pflegen, und wenn auch selbst Ärzte wännen, beide Theile können hierin Etwas leisten, so bleibt es doch, immer und ewig Pfuscheri. — Das „mehrere Wissen aber als der „Ärzte“ kann nur in technischer Hinsicht, was die Uebung der besondern Handgriffe und Fertigkeiten u. s. w. betrifft, nach dem *cuius in sua arte credendum*, gelten, und bleibt es überdem (S. 131) sehr wahr „daß „selbst in dieser Kenntniß eine große Verschiedenheit unter den Apothekern herrschet“ weil nicht alle gleiche Fähigkeit

und Erziehung genossen haben; und ich bin eben so sehr (S. 133) mit H. M. einverstanden, „daß bei der Geschicklichkeit des „Apothekers eben so viel an seiner Genauigkeit und Ehrlichkeit, und ich möchte sagen, noch mehr hieran“ gelegen sey, und daß er sämtliche Eigenschaften in sich vereinigen müsse. Die Genauigkeit „bei der „Arbeit“ (S. 134) gehört zum Theil zu seiner Geschicklichkeit, denn wenn er die Erste nicht besitzt, so wird nicht viel Gerathenes daraus hervorgehen. Unser Verfasser meint „diese liessen bei dem Examen sich „nicht prüfen;“ warum nicht? — man darf ja nur bei dem chemischen Prozeß gegenwärtig seyn, um zu beobachten: ob der Apotheker auf Reinlichkeit der Gefäße und Instrumente halte, ob er die Zeit weiß, wie lange dies oder jenes Präparat, auf dem Feuer gehalten werden müsse? um gehörig zu inspissiren, ob er es auch nicht anbrennen läßt? ob er den gehörigen Feuergrad dabei beobachte? ob er die Ordnung, in welcher die Ingredienzien eingetragen werden müssen, kenne; wie er sich bei dem Filtriren eines Dinges nehme? (ob dabei ein Cameel

durch ein Nadelöhr gehen solle?) u. s. w. u. s. w. Ob er nun aber sich selbst überlassen mit der im Examen bewiesenen Ehrlichkeit u. s. w. verfahren werde, das muß man seinem Gewissen allerdings überlassen, denn wer ist im Stande zu aller Zeit seine sämtliche Präparate zu prüfen? — Was ihn aber selbst zu bearbeiten die Zeit erlaubt, das nehme er nicht von Andern, damit er nicht in Schaden und Verlegenheit gerathe.

Wie nun aber aus alle dem (S. 136) folgen soll: „daß die Lage des Apothekers „weit drückender sey, als diejenige des Arztes, und daß dieser viele Vorzüge vor Jedem habe“ ist nicht wohl einzusehen. Kann der approbirte Arzt auch seine practische Laufbahn eröffnen wollen, so folgt doch daraus nicht, daß dies wirklich geschehe, noch weniger, daß er gleich „seinen „Verdienst antrete.“ Gehört dazu nicht, daß er gleich Kranke finde, welche sich seiner Hülfe anvertrauen? — Dies ist nicht immer der Fall. Einem jungen unbekannten Arzte, vertraut sich so leicht Niemand; alles wartet auf seine ersten Curen und deren Ausgang, Niemand will gern der Erste sei-

ner Klienten seyn. Ein jeder ist mißtrauisch auf seine Erfahrung, wenn er ihm auch nicht theoretische Kenntniß abspricht. Mancher stößt sich an seine Bartlosigkeit, an seine Schüchternheit, Gang und Mienen, und andere unbedeutende Dinge mehr. Man sagt, er ist jung, aber es wird wohl werden, das heißt er wird älter werden. Bis dahin kann er also hungern. Welch ein Wagestück begeht er nicht, wenn er Kranken ohne Unterschied, an welche sich andere Ärzte müde curirt haben, behandeln soll? — Von ihm wird Alles nun erwartet. Trift er auf unheilbare Fälle, und hat also seine Cur einen unglücklichen Erfolg, so ist der Anfang seiner Praxis vielleicht auf lange Zeit, wenn er bei Vornehmen und Angesehenen verunglückt, verdorben; es wird ihm an übler Nachrede nicht fehlen, und höchstens bleibt nur die Armuth bei ihm, zum Klienten. Fehlt es ihm an Empfehlung und an Vermögen, großen Aufwand zu bestreiten, ist er nicht feiner Charlatan genug, kennt oder will er als ehrlicher Mann, die krummen Wege zum medicinischen Schaafstall nicht kennen, so bleibt die *Aurea praxis*

von ihm fern, und unter diesen ungünstigen Umständen verdirbt mancher Arzt im Entstehen, der sonst viel geleistet haben würde.

Mit dem Apotheker ist dies nicht der Fall. Hat er einiges Vermögen, so kann er seine Geschäfte mit Erfolg anfangen. Zu ihm muß der Kranke, der nur eine bestimmte Wahl, unter einer bestimmten Zahl Apotheken an einem Ort hat, kommen; Ärzte aber können sich dort in unbestimmter Zahl niederlassen. Ein Ort hat ihrer zu viel, jener zu wenig, und diese nicht fixirte Concurrenz verdirbt, so wie viele Verkäufer, den besten Markt. Fangen nicht die meisten Apotheker mit Schulden an? Wie selten können sie Waarenlager, Apotheke, Privilegium, Haus und Einrichtung, gleich zu Anfang ihres Niederlassens bezahlen? und doch gelingt ihnen Alles bald; denn sie sind privilegiert und gesichert, daß sich kein Apotheker neben ihnen, ohne besondere Erlaubniß und Privilegium niederlassen darf. Ist der neu etablirte Apotheker nur ein billiger, humaner, und sich in seine Verhältnisse fügender Mann, so läuft ihm die Menge nicht nur aus Neuheit, sondern auch denn gewiß

zu, wenn er seine Collegen, in den bemerkten Eigenschaften übertrifft, und vorzüglich wenn er bessere Mittel hält. Gesetzt er verliere auch einige Kunden, so kommen diese, wenn sie anderswo genug geborgt, und nicht bezahlt haben, bald wieder zu ihm. Deshalb, bleibt ihm mit seinen Collegen, das Publikum immer zinsbar. H. M. rechnet zwar zu den angeblichen Vorzügen des Arztes, dafs „er sich seinen Aufenthaltsort selbst wählen kann“ (S. 136). Wenn er aber nun kein Vermögen besitzt, so muß er ja einen kleinen Ort wählen, wohin er, seltene Glücksfälle ausgenommen, gewöhnlich verbannt bleibt, wenn sein Frühling unter Sorgen und Kummerlichkeit verstreichen, ihm selbst der Muth fehlet, Versuche, seinen Wirkungskreis zu verbessern, zu wagen, eine zahlreiche Familie das Gefährliche desselben nur zu sehr ahnen läßt, und er den Vortheil der uralten Israelitischen Wanderung, an seinen Schuhen nicht hoffen darf. „Ein klein Logis“ das ihm H. M. anweist, kann er nicht wählen, denn das Publikum achtet keinen armselig aufziehenden Arzt, und „mit einigen Büchern“ ist ihm auch nicht

geholfen. H. M. hat hierbei gar nicht bedacht, daß über Chemie und Pharmacie allein so sehr viel geschrieben worden ist, daß der Arzt, wenn er H. M. Vorwürfe über Unwissenheit bei Beurtheilung der Apotheker entgehen will, nicht unstudirt lassen darf, und zugleich seine Unbekanntschaft mit der Literatur der Medicin gezeigt. Was muß der Arzt jetzt nicht alles lesen, wenn er mit seinem Zeitalter Schritt halten will! Blößen darf er ja doch nicht geben, und nie sicher seyn, daß nicht neue Entdeckungen täglich zur Erweiterung der ärztlichen Kenntnisse gemacht werden. Es ist sogar seine Pflicht, sich um diese zu bekümmern, wenn er seiner Bestimmung redlich genügen will. Unter den vielen Brodfabrikaten giebt es doch manches Goldkörnchen, das ein kluger Haushalter zu sammeln, nicht verachten darf.

„Besondere Abgaben“ hat er gegen H. M. Meinung allerdings. Er muß von der Rubrik: Verdienst, monatlich ein bestimmtes geben, er mag nun bei kleinen, oder großen Leuten, oder gar nicht praktisiren. Dagegen bewohnt in Hinsicht des obigen der

Apotheker ein Haus in den meisten Fällen, daß sich hinreichend verzinset, braucht nur einige Bücher, und seine Abgaben sind auch durch seine Einnahme sehr gut zu bestreiten. Diese ist ihm unausbleiblich, die des Arztes aber sehr precair. Oft verdient dieser nicht hundert Thaler im Jahr, und doch will er leben! —

Die Schwierigkeiten (S. 136) mit welchen der Arzt zu kämpfen hat, ehe er seine praktische Laufbahn zu beginnen im Stande ist, sind sehr groß. Außer dem eignen Vermögen zu der Schulstudien-Bestreitung, welche er schon, in Absicht der verschiedenen blühenden und todten Sprachen, vor dem Apotheker der bloß Etwas Latein bedarf, voraus inne haben muß, sind drei theure Universitäts-Jahre zum Studium des eigentlichen medicinischen Fachs und dessen Hülfswissenschaften, immer nur ein dürftiger Zeitraum, und doch kann er gewöhnlich nicht längere Zeit darauf verwenden. Der Letzteren allein, sind keine geringe Menge, die er gründlich studirt haben muß, wenn er das werden will, was er seyn soll, und deren nähere Detaillirung hierher nicht gehört.

Der Apotheker dagegen, hat seine fünf bis sieben freilich sehr beschwerliche Servirjahre bloß zu überstehen, worin er spielend, durch unzählige Anschauung und Handanlegung, sich unwillkührlich die erforderliche Kenntnisse seiner Kunst einprägt, während der künftige junge Arzt, auf Universitäten sich weit mehr anstrengen, vieles theoretisch und abstract erlernen muß, was ihm in der Anwendung nachher nur mit Mühe anschaulich wird; wobei denn doch noch immer Alles, auf Gelegenheit und Glücksfälle ankommt, und weswegen denn seine ersten Experimente, oft so unglücklich für seine ganze Lebenszeit ablaufen. Der Apotheker hat jene mannigfaltige wissenschaftliche Zweige zu kennen nicht nöthig, ihrer sind für ihn weit weniger, denn er ist mehr Künstler als der Arzt, und braucht daher das mannigfaltige Technische der Letztern, aber mehr das wissenschaftliche zu kennen.

Was er einmahl auf eine gewisse bestimmte Art richtig gemacht hat, kann er sein Lebtag immer wieder unter denselben Umständen, also ohne Furcht zu fehlen, thun. Der Arzt aber hat ein jedesmahl

neues Object zum Gegenstande seines Handelns, daß er nie a priori kennt, und daß er also, wenn er nicht mechanisch wirken will, immer von Neuen studiren muß. Es ist bekannt, daß nicht zwei Kranke, wenn ihre Krankheiten sich auch so ähnlich sind, auf die nemliche Art leiden, und daß der Arzt also bei beiden seine Ansichten und Curmethoden, verschiedentlich modificiren muß. —

Wenn ich auf der andern Seite zugeben muß, (S. 137) daß „die Einrichtung und „Unterhaltung einer Apotheke, Beköstigung „der Leute“ und alles was sonst dazu gehört, viel Kosten erfordere, so ist doch die Bestreitung dieser Dinge dem Apotheker hinreichend durch den Ruf seiner Apotheke, den Niemand umgehen kann, gesichert; wogegen der Arzt ein allenthalben verlassener Mann ist, der, nachdem er sein Vermögen bei dem Studiren zugesetzt, seine redlichen Bemühungen durch eine äußerst unbestimmte und gar nicht sichere Einnahme, keinesweges gesichert siehet. Von den Launen des Publikums abhängig, verdirbt ihm noch die Pfuscherei - Legion allenthalben seine

kärgliche Praxis; ihm, der keine Seele zwingen kann, ihn bei ihren Krankheiten zu Rathe zu ziehen, das bei dem Apotheker, wie schon gezeigt worden, sich ganz anders verhält, der daher auch den unbedeutenden Schaden, den ihm die Schleichhändler thun, leicht verschmerzen kann. Das Detail dieser Ausführungen werden mir meine sachkundigen Leser wohl um so mehr erlassen, als ein Jeder nur die tägliche Erfahrung über die Lage und Schicksale der Ärzte und Apotheker betrachten darf, um mit halbem Auge, gewahr zu werden: daß es den meisten Ärzten kärglich ergeht, daß viele einen Wohnort verlassen müssen, um an dem andern ihr Heil zu versuchen, wenn der Apotheker als guter Wirth und geschickter Mann wohlbehalten an seinem Ort in guter Nahrung bleibt, und nur sehr selten zum Verkauf seiner Apotheke gezwungen wird. H. M. rechnet zwar (S. 138) sehr viel auf „den Dank, bei der Ehre und Achtung“ welche der Arzt billig genießen sollte, wenn er glückliche Curen verrichtet hat. So häufig aber als diese bei der im Gegentheil ihm zu Theil werdenden kärglichen Belohnung ihm

ihm gebühren, genießt er sie leider nicht, vielmehr sind sie sparsame Ereignisse, in Hinsicht der weit häufigern Fälle des Undanks und der unedlen Behandlung welche seiner mühsamsten und glücklichsten Bemühungen warten. Man lohnt ihm wie dem Handwerker, dem man nachher nichts weiter schuldig ist, wenn man ihm die abgelieferte Stiefeln bezahlt hat. —

Dies Schicksal hat der Apotheker zwar wie H. M. mit Recht (S. 138) anführt ebenfalls auch; er kann es aber eher verschmerzen als der Arzt, weil er seine Waaren und Mühe ordentlich berechnen kann, was der Arzt nicht zu thun im Stande ist. Dieser kann seine Bemühungen nicht nach Thalern berechnen; von seinem Scharfblick und der Zeit gemäßen zweckmäßigen Anwendung der Arzneimittel, von seinem unermüdeten Fleiß und Aufmerksamkeit hängt der entscheidende Augenblick über Leben und Tod ab. Was wird ihm dafür? — eine Belohnung welche selten die Taxe übersteigt! — und wobei der Geber doch noch von grosser Freigebigkeit wähnt. Der rechtschaffenste Apotheker kann dagegen nur immer ein

untergeordnetes Verdienst bei seiner Mitwirkung um die Herstellung der Kranken haben. Er kann nur für die beste Bereitung der ausgesuchten Mittel haften; zu ihrer Anwendung kann er nicht mitwirken, und nur die redliche Vergütung von Auslagen und Mühwaltung verlangen.

In jedem Fall ist es eine große Uebertreibung (S. 138) „daß die Rechnung der „Apotheker kaum halb so viel betrage, als „man dem Arzt freiwillig gebe.“ Meine Erfahrung hat mich eines bessern belehrt. Wenn der Apotheker funfzig Thaler erhält, so kann der Arzt in der Regel nicht auf zwanzig rechnen. Es läßt sich nicht annehmen, daß H. M. so wenig unterrichtet von der öconomischen Lage und den Schicksalen des Arztes seyn sollte, als er sich stellt. Er müßte doch wissen, daß der Arzt in Stettin kaum auf zwanzig bis dreißig Thaler jährlich fixirtes Honorarium und in großen Städten rechnen kann (an kleinen Orten ist selten an ein bestimmtes Gehalt zu denken) und dals es ein schlechtes Jahr für den Apotheker sey, wenn dieser in dem Verhältniß für die Mittel an eine mäßige Familie ver-

abreicht, nicht funfzig Thaler rechnen könne. Jener Gehalt wird freilich nur nach dem Vertrag für kleine Bemühungen dem Arzt bestimmt: wann kommen aber wohl wichtige Curen zur Sprache? — Gewöhnlich wird dann Alles unter jene Rubrik gebracht, um nur nicht über das jährlich bestimmte Fixum geben zu dürfen, und doch bedenkt man nicht, daß der Arzt also durch wenige Mittel, in wenigen Tagen, eine wichtige Krankheit im Entstehen unterdrücken kann, und daß man ihm also doppelte Belohnung deshalb schuldig sey, wenn sein Fleiß vor Gefahr sicherte, und wichtige Ausgaben hintertrieb. Sieht der Kranke dies auch ein, so ignorirt er es doch, um nur eine übel angewandte Ausgabe sparen zu können. Dies rührt nicht so wohl aus Undankbarkeit als aus der Unart des Gemüths ungebildeter Menschen her, nur das gern zu bezahlen, was angenehm, nicht was nützlich ist, und leider führt der Arzt lauter Unangenehmes mit sich herbei. —

Hat der Arzt überdem wohl vor dem Apotheker Etwas voraus, wenn dieser (S. 138) „seine Bezahlung, erst nach Jahr und

„Tag erhält, und nur froh ist, wenn er des-
 „halb nicht klagen darf.“ Der Apotheker
 ist aber bei der größern Sicherheit, daß
 nemlich der Kranke am Ende doch wieder
 zu ihm zurückkehren müsse, immer besser
 daran, als der Arzt, welcher noch oben ein
 seine undankbare Clienten, denen er so
 große Hülfe leistete, zu dem Pfuscher gehen
 sehen muß. Bleibt dem Arzt hier auch im-
 mer das Bewußtseyn der treuen Pflichter-
 füllung, als der einzige Lohn, so ist doch
 der Magen damit nicht zugleich beruhiget:
 (ein Schicksal daß jeder ärztliche Magen mit
 allen möglichen Mägen der reinsten Philoso-
 phen gemein hat, welche oft zum Besten
 des sinnlichen Magens drucken lassen, wozu
 sie auch alle Ursach haben, wenn sie in ih-
 ren abstractesten Betrachtungen, durch ihn
 auf eine indiscrete und indolente Art oft
 schon zum größten Nachtheil für die Wis-
 senschaften nicht gestöhrt seyn wollen. (Dies
 in Parenthesi.)

Man sieht nun hieraus, wie sehr dem
 H. M. die Paralele des Arztes mit dem Apo-
 theker in diesem Stükke verunglückt ist.
 Wir wollen sehen, ob ihm der Beweis bes-

ser gelungen sey: „daß den Apotheker die „Taxe nicht schadlos halte.“ Von dieser Materie, wovon schon gesprochen worden ist, spricht H. M. mit ermüdender Weit-schweifigkeit von S. 139 bis 179, also auf vierzig Seiten. Ich will ihm hierbei in den wesentlichsten Puncten, folgen, und der Beleuchtung der trivialsten Behauptungen, welche nur dazu dienen sollen, dem Arzte wehe zu thun, mich ganz überheben.

H. M. hat nemlich oft gehört „daß „Großhändler den Apotheker um seine „Procente beneideten.“ Ob die Großhändler zu dem Urtheil „die Apotheker verdienen mehr als wir“ (freilich aber nicht zum Neide, dazu hat kein moralischer Mensch ein Recht) nicht Ursach haben, mögen die Apotheker am besten wissen, und also selbst darüber entscheiden, ob Jemand, der ein Pfund eines Dinges in kleine Stücken zer-schneidet, und sich denn des Dinges kleinste Theile, besonders bei dem jedesmaligen Verkauf bezalen, auch sich noch die Bearbeitung und Mühe dabei vergütigen läßt, nicht dabei besser fahre, als derjenige welcher das Ding im Ganzen verkauft, und sich

also nur auch im Ganzen seine Mühe vergütigen läßt. H. M. findet ja selbst (S. 140) „es sehr natürlich, daß derjenige, welcher „einen Kleinhandel treibt, im Allgemeinen „mehr Vortheil bei seinen Waaren habe, „als der Großhändler,“ und es ist daher eben so natürlich, daß der Apotheker hiebei wohlhabend werden kann, „ohne selbst „großes Vermögen durch reiche Heirath „oder Erbschaft erlangt zu haben.“ (S. 139) „Warum jene Großhändler ihren so wenig „Procente bringenden Handel nicht lieber „niederlegen, und einen Kleinhandel anfangen?“ Darauf kann man H. M. antworten: Die Großhändler scheuen die Unbequemlichkeit des Detailhandels, oder sind nicht dazu eingerichtet, oder ihre Lage gestattet ihnen denselben nicht. Die weniger bequemen verbinden ja auch häufig genug beide Geschäfte miteinander. Es ist auch nichts Ungewöhnliches, daß Jemand seine Ruhe, seinem Vortheil aufopfert, und daß Einer mehr Lust zu einem Dinge hat, als ein Anderer, woraus es sich auch erklären läßt, warum nicht alle Ärzte, Apotheker und nicht alle Materialisten, welche den Wein

in Bouteillen verkaufen Weinhändler geworden sind? —

Die Klagen „über Theurung der Arzneien, über himmelschreiende Erhöhung der „Taxen,“ welche H. Masius in seinem Almanach der medicinischen Polizei (nach H. M. S. 141) anführt, und von welcher Letzterer nicht gehört haben will, ist im Allgemeinen nicht zu würdigen. Sie kann sich nur auf gewisse Arzneimittel und bestimmte Apotheker beziehen, und denn habe ich ebenfalls unter diesen Bedingungen schon genug davon gehört. Es ist aber auch sehr begreiflich, daß manche Artikel durch den langwierigen verderblichen Krieg sehr theuer geworden seyn müssen, und daß es Individuen geben könne, welche ihren Wucher dieser Theurung ohnerachtet höher halten, als das Wohl und die billige Rücksicht, auf die Vermögensumstände ihrer Nebenmenschen. Daß H. M. „Niemand (S. 142) jene „Klage in das Gesicht gesagt hat“ läßt sich wohl denken, demohnerachtet konnte er aber davon erfahren, wenn er sonst wollte; weil das Geschrei über große Apothekerrechnungen ein altes Geschrei ist, das

übrigens den nicht trifft, der rechtschaffen handelt, und der also auch um jene Klage ängstlich besorgt zu seyn, noch sich über üble Nachreden zu grämen nicht Ursach hat.

Besonders (S. 142) ereifert sich H. M. „über die Beschuldigung des D. Hoffmann, daß die Apotheker zu Cassel so „unerhörte Procente genommen hätten“ und bemüht sich durch eine sehr specielle Berechnung zweier Flaschen Medicin, wovon jede einen Scrupel Sublimat in acht Unzen Wasser enthielt, zu zeigen „daß der Apotheker nicht Tausend über Tausend, sondern nur $433\frac{1}{2}$ procent genommen hätte.“ Aber sachte! — Hoffmann wollte ja diese Hyperbel, nicht eigentlich verstanden wissen, sondern nur den sehr großen Verdienst des Apothekers, an der bemerkten Medicin zeigen, und das ist ihm denn auch Trotz H. M. Widerlegungs-Bemühungen gelungen. Denn, wenn nach seiner eigenen Einstimmung der Sublimat darin 3, das Glas 5, Kork, Papier und Signatur 1 Pfennig, in Summa also das Ganze, 9 Pfennig kostete, und der Apotheker sich doch 4 Groschen wieder geben ließ, so nenne ich das immer

einen ansehnlichen Verdienst und $433\frac{1}{2}$ procent einen ganz artigen Gewinn. Wenn nun der Apotheker zwanzig solche Mischungen täglich, und jede zu 3 Groschen 3 Pfennige absetzt, so hat er Zwei Thaler Siebenzehn Groschen reine Einnahme und dies allein in einem Tage verdient. Bedenkt man nun, daß solche wohlfeile Mischungen jetzt nur selten, dagegen aber für so viele übergereizte, und also zum grossen Theil abgestumpfte Subjecte, in unsren Tagen der Arzt ganz andere Mittel nöthig hat, daß daher die ätherischen, geistigen, die flüchtigen, erregenden, betäubenden, Moschus und dergleichen Dinge, nebst der theuren Chinarinde an der Tagesordnung sind, daß selbst der Arzt gezwungen ist, von den ehemaligen wohlfeilen Mitteln abzustehen, wenn er nicht in den bösen Leumund der Obsolescenz, und dem Vorurtheile des Nichtfortschreitens mit seinem Zeitalter, gerathen, und um seine Kunden kommen will, (es sey denn, daß er schon sehr fest im Ruf stehe), und daß der Apotheker daher fast lauter Mischungen zu verfertigen hat, welche einen und mehrere Thaler dem Kranken zu stehen

kommen, so wird man sich leicht einen Begriff von der schrecklichen Einnahme, eines einigermaßen beschäftigten Apothekers, machen können. *) Er hat daher, wenn (S. 144)

*) Dafs die Apotheker solche Mittel, wirklich jetzt in Uebermafs verfertigen müssen, lehrt schon einen jeden Cosmopoliteu die heutige Lebensart. Wie viel mehr wird nicht jetzt getanzt, gegessen und getrunken, geschwärmt, in aller Art gereizt, und natürlich also auch evacuirt, als sonst: — und was muß nun nicht wieder in dem Maafse, restaurirt werden! — Man bedenke allein nur, was eine recht nach dem guten Ton lebende Frau, jetzt kostet, wenn sie das nur zu wohlfeile Unglück hat, bei oder nach ihren Vergnügungen krank zu werden, und welcher Aufwand von Nervenreizenden Mitteln dazu gehört, um sie wieder mit ihrem gemischten Nervensystem auszusöhnen, und die gehörige Temperatur darin wieder herzustellen. Krämpfe und Schwäche, und Indisposition, Einbildungen und Launen, erfordern einen solchen Aufwand der ehemännischen Casse, zur Bestreitung einer

„auch das ganze Jahr in sehr beschäftigten
 „Apotheken, vielleicht nur eine Unze Subli-
 „mat dispensirt wird“ wiederum hundert
 andere Artikel, welche desto häufiger abge-
 hen, und wobei H. M. nur an die China
 hätte denken dürfen, welche zu mehrern
 Unzen täglich verschrieben, ihm hinreichen-
 den Ersatz für den geringen Absatz des
 Sublimats gewähret, über welchen der
 Apotheker sich als guter Christ freuen soll-
 te, weil der geringe oder starke Verbrauch
 dieses Mittels, immer eine richtige Scale des

Menge nöthiger und unnöthiger Mittel, daß
 der Apotheker immer seinen reichen Seegen
 darin finden muß, da man hier nicht mit
 etwas einheimischen Salpeter und Zinnober
 der Vorwelt, sondern gleich mit den Ost-
 und Westindischen Panaceen, unserer ge-
 pfefferten Materia Medica aufwarten darf.
 Daher kann der Apotheker freudig, eine
 jede öffentliche Heirathsanzeige als ein neues
 erzprobates Düngungsmittel seines pharma-
 ceutischen Ackers, ansehen!! —

jedesmaligen hohen oder niedern Standes der Moralität eines Orts, abgiebt.

Daß aber auch der Apotheker (S. 145) „für das Öffnen, Hervorlangen, Herausnehmen und Wiederwegsetzen der Gefäße, „noch etwas besondres in Rechnung bringen sollte“ enthält eine übertriebene Forderung, denn müßte er auch für das Aufheben der Füße, Hingehen nach der Officin, für das Anfassen des Gefäßes, die Erwidernng des Grusses der Boten, für das Dank-sagen, wenn ihm ein Niesen bei der Öffnung eines Gefäßes mit Nieswurz, entfährt, im so fern doch der Kranke hieran Schuld war, und für Tausend andere Dinge liquidiren; so wie der Arzt denn auch, für das Anziehen seiner Kleider, den Gebrauch seiner Füße bei seinen Besuchen, Abnützung der Sohlen unter den Stiefeln, Einhauchung böser Luft in den Krankenzimmern, in Rechnung bringen, und also, die entsetzlichsten aller Rechnungen zum Vorschein kommen könnten, welche einen jeden Kranken, in kurzer Zeit banquerot machen, ihm also ein größeres Uebel zuziehen müßten, als alle Ärzte und Apotheker, nicht abzuneh-

men im Stande sind. Da wäre denn dem Kranken besser, lieber zu sterben, als in die Hände solcher unbarmherzigen Ärzte und Apotheker zu gerathen. Von gewinnsüchtigen Handwerkern, habe ich wirklich dergleichen Rechnungen erhalten, worin außer hinreichender Ansetzung für Arbeit, auch noch für Bedarf der Zeit dazu gefordert wurde; das thaten aber auch keine Künstler. Es ist ja höchst begreiflich, daß sich ein jeder Arbeiter Zeit zu seinen Geschäften nehmen müsse, wenn er sich selbst das Arbeiten nicht unmöglich machen will, und daß er nicht zu gleicher Zeit mehrere Arbeiten verrichten kann. D. Hoffmann (S. 105) hatte also wider die Meinung des H. M. (S. 145) nicht nöthig „der Mühe und des Zeitverlustes des Apothekers, bei Verfertigung der „Recepte zu erwähnen“ und er verdient so wenig, als der ganze Stand der Ärzte, den dies angeht, die beleidigende Rüge „daß er „sich ja das Spazierengehen in der Stadt, „von einem Kranken zum Andern, das Plaudern mit ihm, und sein Receptschreiben „wohl bezahlen ließ, und keine Kosten davon hätte.“ Wovon soll denn der Arzt

leben, wenn er für seine Besuche nicht liquidiren sollte? Der billige H. M. möchte ihm wohl die bis jetzt nicht versteuerbare Luft, als Arztlohn anrechnen? Zu mechanischen Arbeiten ist er doch nicht da, und was H. M. Plaudern und Spazierengehen nennt, das würde bei ihm wohl das Klat-schen mit den Boten, das Kannengießern über die Verordnungen des Arztes seyn, womit mancher Gehülfe und Apotheker die Zeit, um ihre müßige Neubegierde zu befriedigen, verderben. Dieser Ausfall ist H. M. wohl in einem hohen Anfall der schwarzen Galle entfahren, und er scheint keinen Begriff von der Wichtigkeit, dem Mühe und Angstvollen eines guten Kranken - Examens, und den beschwerlichen Besuchen zu haben, was doch Alles, etwas mehr sagen will, als manche Mischungen zu verfertigen, welche er nicht erfunden hat, noch zu erfinden weder Kenntnisse noch Fähigkeit besitzen mag. —

Der Apotheker darf nicht so scheel auf die Ärzte, welchen es in der Regel bei weiten nicht so gut als ihm, ergehen kann, sehen. Für ihn ist durch eine Taxe gesorgt,

in welcher auf die steigende Preise der rohen Waaren, den nothwendigen Abgang, das Verderben, Mühe, Zubereitung, Verbrauchung und Abnutzung der Instrumente und Geräthschaften, Holz zur Feurung und Gefäße, hinreichend in einem gut policirten Staat, Rücksicht genommen worden ist. Man sehe nur unsere Preussische Taxe mit einem Auge an, und man wird finden, daß dem Apotheker darin nicht zu nahe getreten ist, obgleich H. M. (S. 146) bemerkt, daß „dem Apotheker nur 6 Pfennige für Verfertigung des Mittels, Schreibens der Signatur „u. s. w. zu nehmen erlaubt werden;“ wobei er sich denn auch in Hinsicht der geringen Mühe, welche dies alles verursacht, und bei der großen Anzahl Recepte, welche ihm hier zu statten kommt, besonders aber nach seinem eigenen Geständniß (S. 147) „daß der Apotheker bei einigen Artikeln „einen Vorthail hat, und er selbst (wie auf „richtig!) jährlich 50 für Hundert verdient „hat“ sich beruhigen kann, obgleich er uns (S. 144) versichert, „der Apotheker verdiene „nach der Preuss. Taxe „„333 $\frac{1}{2}$ procent.““ Thut man ihm also wohl so großes Un-

recht, zu glauben, daß es mit dem „offen-
 „baren Schaden bei einigen Stücken“ (S.
 147) so böse nicht gemeint seyn werde, und
 dennoch wären wir ja im Grunde so weit
 nicht auseinander, und das Publikum hätte
 das größte Recht zu fragen: warum denn
 hier *un tel bruit pour un omelette* ge-
 macht worden sey; das man sich leicht da-
 durch beantworten kann: daß H. M. selbst
 nicht recht gewußt, was er wolle, und al-
 lenfalls nur Gelegenheit vom Zaun brechen
 wollen, den Ärzten und Medicinalpersonen
 welche die Taxe entworfen haben, recht
 viel harte Sachen zu sagen. Wird nun der
 Großhändler, der den Apotheker um den
 Detailhandel so sehr beneidet haben soll,
 nicht Recht behalten, besonders wenn er
 wüßte, daß die Apotheker an den meisten
 Orten auch Materialhandel treiben? — Jam-
 mer und Schade um die viele Mühe, welche
 sich H. M. bei diesem Punct gegeben!! und
 welche doch am Ende zu nichts weiter ge-
 führt hat, als sich selbst recht bündig zu wi-
 derlegen, und nicht zu beweisen: daß der
 Apotheker bei seinem Geschäft so schlecht
 stehe und verderben müsse — und so kann
 ich

ich denn Alles das übergehen, was noch von S. 148 bis 151 über die Verbesserung der Lage des Apothekers in der M. Schrift gesagt, weil mir ein jeder den Beweis erlassen wird, daß man bei 50 procent nicht Noth leiden, sondern sogar erwerben könne. —

Daß der Apotheker an kleinen Orten, das nicht immer erwerben könne, was ihm in Großen möglich ist, ist freilich wahr. Doch kenne ich Apotheker in kleinen Landstädten, die mit keinem am großen Ort, tauschen würden; die neben dem Arzneide-
tail, und Materialhandel, noch selbst Waa-
ren *en gros* spediren, mit nichts anfiengen,
und doch nach 8 bis 10 Jahren so viel er-
worben hatten, daß sie ihre Apotheken ver-
kaufen, von dem Erwerb so lange zehren
konnten, bis sich eine schickliche Gelegen-
heit zum anderweitigen Ansetzen darbot; —
und diese Apotheker löseten das Problem,
wie man aus Nichts *) Etwas schaffen

*) Ob das schwerer oder leichter gewesen seyn mag, als das Promoviren der Aerzte? wel-

kann, das uns eben so unbegreiflich wie die Erschaffung der Welt bleiben muß!! —

Alles kommt hierbei auf Lage des Orts und der Gegend an. Manche Apotheker, versorgen den Kleinstädter und Landmann, einige Meilen im Umkreise, mit Medicinal- und Materialbedarf, und dann ist es den guten Wirthen unter ihnen, nicht schwer, bald wohlhabend zu werden. Andere, in minder glücklicher Lage, müssen sich freilich mit geringerm Verdienst begnügen, sich aber dann mit vielen Classen trösten: Wir können nicht alle reich seyn, und geht es dem Arzt besser? — Diese sind wegen der Pfuscher weit übler daran, so, daß man auf Funfzehn wohlhabende Apotheker, kaum zwei wohlhabende Ärzte, und auf Zwanzig reiche Apotheker, höchstens einen reichen Arzt rechnen kann. Ja die Lage des Arztes, muß bei der täglich steigenden Zahl derselben, immer schwieriger werden, und wenn nicht bald ein Einsehen zur nothwendigen

ehes nach H. M. auch aus Nichts geschehen soll! —

Begrenzung ihrer Vermehrung geschieht, und überhaupt ihre Einnahme besser fixirt wird, so haben sie ein trauriges Loos, für die Folge zu erwarten, und man kann mit gutem Gewissen keinem mehr zur Arzneikunde rathen, wogegen der Apotheker noch fast eben so glücklich als sonst ist; denn wenn er auch theurer leben muß, so sind auch dafür seine Waaren theurer geworden, wenn indessen der Arzt bei der Taxe bleiben muß. Des physischen und moralischen Elends, wird trotz aller Philosophie (und auch diese daher immer schlechter) täglich mehr. Beide bringen einander wechselseitig hervor, und machen also das Bedürfnis der Arzneimittel immer größer. Wer den Arzt vorbei zu gehen sich bemüht, kann doch den Apotheker nicht entbehren, denn es ist leichter, daß Hundert medizinische Pfücher obscuriren, als einige unbefugte Apotheker. Diese ziehen die Augen des Fiscus gleich auf sich, jene aber treiben bis sie entdeckt werden, im Stillen ihr Wesen, und wenn wie H. M. (S. 148) bemerkt „das weitläufige Geschäft des Apothekers, sich auch „nicht gut bei Nahrungssorgen treiben läßt,“

so ist doch dies bei dem Arzt, in noch stärkerm Maasse wahr. Der gute moralische Mann, wird aber in beiden Ständen, sich deshalb nicht zu Unredlichkeiten verleiten lassen.

Freilich ist dem Apotheker, die Bereithaltung einer grossen Menge von Mitteln, zur Pflicht gemacht worden, welche nach Umständen entweder gar nicht, oder nur in geringer Quantität, an seinem Wohnort verschrieben werden, und in dieser Hinsicht würde die Preisaufgabe der Göttingischen Societät (S. 148): „wie die Arzneipreise vermindert werden könnten“ drückend anzusehen seyn, wenn sie dem Apotheker nachtheilig seyn sollte. Der Apotheker kann sich aber auch hier auf eine sehr erlaubte Art helfen; und muß ja aus Erfahrung wissen, welche Mittel stark bei ihm abgehen, und welche nicht; und dies richtet sich nach den Ideen und Methoden, der Ärzte seines Orts. Hiernach muß sich der Apotheker mit seinem Vorrath einrichten; denn es ist ihm ja nicht eine bestimmte Quantität, sondern nur die bestmögliche Qualität, gewisser stets vorrätbig zu haltender Mittel, vor-

geschrieben worden. Hält er daher mehr Mittel, als sein Defectbuch ihm räth, und er leidet Schaden, so ist dies lediglich und eben so seine Schuld, als wenn er den nothwendigen Bedarf nicht gut zubereitet, und nicht gut verwahrt, und dieser ihm daher verdirbt. In diesen Punkten sind manche Apotheker noch lange nicht wirthschaftlich genug; man trifft Waarenlager bei ihnen auf Kindes Kind, und natürlich voll Würmer und Schimmel an.

Was H. M. (von S. 151 bis 154) von den nothwendigen Kenntnissen, welche zur Anfertigung einer Apotheker-Taxe gehören, vorträgt, ist sehr gegründet und richtig, nach den Hauptsätzen (S. 152, 153, 154) welche dabei zum Grunde gelegt werden müssen; und da auch hiezu vorzügliche practische Handlungskentniss erfordert werden, so ist seine Forderung (S. 157) „dafs „Ärzte und Apotheker die Taxe gemeinschaftlich anfertigen müssen,“ sehr gerecht und billig. Nur kann er es sich nicht versagen, bei dieser Gelegenheit, bittere Bemerkungen über eine gewisse Taxe zu machen, welche von Ärzten allein „ohne Zu-

„ziehung eines rechtlichen Apotheker für
 „ein ganzes Land entworfen sey.“ Die
 Ursache hievon findet H. M. nachdem er
 lang im Zweifel darüber gewesen, lediglich
 in der Abschaffung der Neujahrsgeschenke,
 und meint: man habe vielleicht geglaubt,
 „der Apotheker gewinne den Werth dieser
 „Geschenke, und ihre Abschaffung müßte
 „also dem Publikum wieder zu gut kom-
 „men.“ (S. 160) Ich glaube aber H. M. ist
 hier sehr irrig. Die Ärzte haben wohl nicht
 so sehr an die Abschaffung der Neujahrsgeschenke
 gedacht, als die allgemeine Stimmung
 welche dies alte Scandal in unsern
 Zeiten nicht mehr dulden wollte, sie forder-
 te, und annahm: der Apotheker mache dem
 Arzt diese Geschenke nicht aus seiner Ta-
 sche, sondern nehme sie von den Patien-
 ten. Ein Klügling, welcher nun schon ge-
 storben ist, und sich daher aller Zuredestel-
 lung entzogen hat, meinte so gar, auf eine
 große Anzahl Recepte ließe sich das Jahr
 hindurch mit Leichtigkeit, und in sehr klei-
 nen Summen, ohne Jemand sonderlich drük-
 kend zu werden, das vertheilen, was der
 Arzt am Neujahr zum Geschenk erhielt. Ich

habe auch noch nie gehört, daß die Apotheker über diesen Calcul mit ihren Procenten und Abzügen durch die Neujahrschenke, in das Elend gerathen wären. Sie müssen überhaupt ihr Conto dabei finden, denn sie geben so wohl denjenigen Kunden, welche viel krankten, Neujahrschenke, als auch denen, die noch erst angeworben werden sollten, wobei der College auf seiner Hut seyn mußte, weil wie natürlich der den meisten Zulauf haben mußte, der die besten Geschenke gab. Viele Menschen sind in diesem Stück wie die kleinen Kinder. Sie gehen von dem Apotheker, der nicht Lekkerbissen genug spendirt, zu dem reichlichern Geber, und viele unter ihnen wissen nicht, daß sie diese Kleinigkeiten vielleicht wieder bezahlen müssen, oder sie ignoriren dies, denn sie dürfen doch nicht bestimmt baares Geld dafür geben, und überreden sich Geschenke bekommen zu haben. —

Dies richtet sich freilich alles nach der GröÙe und Wohlhabenheit des Orts, und der Zahl der Ärzte. An kleinen Orten, konnte der Apotheker wegen geringen Ab-

satz, nicht so viel zum Neujahr geben, als
 an großen; dafür aber war auch hier mehr
 Absatz. Es bleibt also alles im Verhältniß.
 An kleinen Orten hütet sich der Arzt schon
 eher, den Leuten viele und theure Mittel
 zu verschreiben, und ist überhaupt genügsa-
 mer, weil seine Lage und Verhältnisse ihn
 hiezu nöthigen. An großen Orten ist dies
 anders. Die Einwohner brauchen hier aus
 Mode, Grillen, Hypochondrie Arznei, und
 danken dem Luxus manche Krankheit. Weil
 das Krankseyn zum *savoir vivre* gehört,
 so müssen Ärzte und Apotheker, unnützer-
 weise oft zum Nachtheil für die Verdauung,
 manche geleerte Flasche wieder füllen: hier
 steht sich der Apotheker natürlich besser als
 an kleinen Orten, und wenn er richtig rech-
 nen gelernt hatte, (dies müßte er nothwen-
 dig verstehen) so wird er immer wohlha-
 bender, je mehr Geschenke er gab, und der
 Zulauf müßte wie sein Ruf zunehmen.
 Mancher gab in den Tag hinein, konnte
 also nicht richtig rechnen. Der Hintersatz
 in diesem Schluß ist nemlich zuvörderst
 gebracht, und da wird man ihn schon rich-
 tig finden.

Nun gaben manche Apotheker in reichen und großen Städten, solche Neujahrs-geschenke an die Ärzte, daß diese ihre Haushaltung das ganze Jahr hindurch davon bestreiten, und auch noch so gar davon verkaufen konnten. Viele Apotheker setzten sich dadurch dem Verdacht aus, schlechte Waaren zu halten, die Verschreiber aber schienen der Geschenke wegen die Augen zuzudrücken, und der Kranke mußte *tali-ter qualiter* mit dem Mittel vorlieb nehmen. War es daher nicht höchstweise und heilsam, diesen verdächtigen Verhältnissen, durch Abschaffung der Neujahrs-geschenke, ein für allemahl ein Ende zu machen? und ist es nicht höchlichst zu wünschen, daß die gute Absicht nie illudirt werden möge? —

Betrachtet man die Sache aus diesem Gesichtspunct, so wird man leicht begreifen, daß dem Apotheker, (wie beim ersten Anblick es doch scheinen sollte), eigentlich kein Gefallen mit der Abschaffung der Geschenke geschehen konnte, und selbst H. M. verliert kein Wörtchen über das Edle der Absicht, vielmehr läßt er sich also hierüber vernehmen: (S. 159) „Was konnte das ganze

„Corps der Apotheker dafür, daß ein Anonymus diese Sache in Anregung gebracht hatte? Sollten sie alle dafür büßen?“ — Ich wünsche seinetwegen daß ihm dies nicht entfahren wäre; denn abgesehen von der grundlosen, und fast lächerlichen Annahme, daß die Ärzte sich an den Apothekern, durch Herabsetzung der Taxe, für die abgeschafften Neujahrsgeschenke, haben rächen wollen, so zeigt er hierdurch (gleichsam im Nahmen seiner Collegen) Unzufriedenheit, mit der in Rede stehenden neuen Einrichtung an, und will dadurch in Parenthesi sagen: „es ist ärgerlich genug, daß dieser fatale Punct berührt würde: die natürlichen Verhältnisse zwischen Ärzten und Apothekern lassen sich doch nicht aufheben, hieraus entsteht nur lauter Animosität.“ Mir scheint so gar H. M. würde mit dem Gesetz nicht besser zufrieden gewesen seyn, wenn selbst die Taxe nicht verändert worden wäre, denn was will er wohl mit der Äußerung (S. 169) sagen: „die Ärzte hätten“ (durch Abschaffung der Geschenke) „bloß gerecht scheinen wollen.“ Warum denn nicht seyn? — Stark ist dieser Ver-

stofs gegen die Gesetzgebung' (gelind genannt) ausgedrückt, und man sieht nun wohl vollkommen ein, daß H. M., mit der Abschaffung der Geschenke gar nicht zufrieden ist; und wenn er auch behauptet, (S. 160) „der Apotheker habe sie aus seiner Tasche bezahlen müssen, so zweifeln wir „doch nach dem oben Angeführten hieran.“ Selbst „wenn durch den Krieg, Zukker und „Caffe (S. 160) gestiegen wären“ so kam dem Apotheker, gegen H. M. Meinung, der Genuß dieser Geschenke doch wieder zu gut, weil es ganz gegen allen Weltlauf von dem Apotheker, der immer Kaufmann bleibt, gehandelt wäre, wenn er solche ansehnliche Geschenke (wie gezeigt worden) ohne alle Ursach hätte wegwerfen wollen. Es bezahlte sie nun aber der Apotheker, oder der Kranke, so fiel nach ihrer Aufhebung beides weg; die Ärzte hatten kein Interesse mehr, diesen Apotheker, jenem vorzuziehen, wenn sie alle bessere Medicamente nur halten konnten, und der Kranke konnte freier wählen, weil ihn Niemand mehr, zum Kunden anwerben wollte. Der Apotheker konnte auch wohlfeilere Mittel ge-

ben, weil kein College ihm die Kunden *per indirectum* mehr wegzukapern braucht, indem bei Einem, die Mittel so wohlfeil seyn konnten, als bei dem Andern. Man wollte also den übermäßigen Profit des Apothekers auf diese Art am besten steuern, weil man fand, daß nach Wegfallung aller jener Uebelstände, er mit einer billigern Taxe zufrieden seyn konnte. Erfuhr daher das Gesetz Mißbilligung, so geschah dies nur von dem Eigennutz und Wucher. Was will H. M. aber (S. 160) mit folgender Stelle sagen: „die Ärzte hätten dem Apotheker, den Ertrag dieser Geschenke, durch die verminderte Taxe abziehen wollen.“ — Soll das nicht heißen: Der Apotheker habe von den Geschenken Nutzen gehabt? Richtig: das was er sonst den Ärzten gab, das fiel nun in seine Tasche, und mochte an manchen Orten in die Hunderte gehen.

Wie zogen denn nun die Ärzte „durch die verminderte Taxe dem Apotheker den drei und vierfachen Werth der Mittel ab?“ — Verfertigten sie eine Taxe, wobei der Apotheker bestehen konnte, so zogen sie ihm eigentlich nur das ab, was den Kranken

zur Last fiel. Soll er aber etwa heißen: die Ärzte verschrieben nun weniger, so schadete das nicht. Das Publikum hatte weniger zu bezahlen, fürchtete sich nicht so sehr vor den Apothekerrechnungen, suchte eher Hülfe, und Mancher, welcher die theuren Mittel nicht bezahlen konnte, durfte nicht mehr ohne Hülfe bleiben. Der Apotheker gehe nur zur Meßzeit an die Thüren derjenigen, welche Rechnungen erhalten haben, um zu hören, ob die Leute nicht über das große Facit schreien? Ob mit Recht? Das gehört hierher nicht. Bestimmt man die Taxe so billig, daß Apotheker und Kranke dabei bestehen können, so hebt man auch dadurch gegründete Ursach zu klagen, über ungegründete Klagen aber, setzt sich ein rechtlicher Mann weg. —

Doppelt Unrecht that H. M. aber daran, daß er den Ärzten die neue Erhöhung, so wohl ihrer, als der Gebühren der Wundärzte (S. 161) und dies in der Hinsicht vorwirft „weil sie die Taxe der Apotheker heruntersetzten, und nicht darauf Rücksicht nahmen, daß die Preise der Lebensbedürfnisse auch für den Apotheker gestiegen

„waren.“ Kennt H. M. die Verhältnisse des Arztes und Wundarztes genau, so muß er es sehr billig finden, daß nach 74 Jahren eine neue Taxe für die genannten Personen, angefertigt wurde, und obgleich sie damit zufrieden seyn können; so ist doch diese Taxe keinesweges jetzt höher, als die alte von 1725, zu ihrer Zeit war. Vor 74 Jahren bekam der Arzt z. B. für den ersten Besuch in gewöhnlichen Krankheiten, schon 1 Rthl. jetzt 1 Rthl. 8 gr. also nur — 8 gr. mehr; und doch wird man mir zugeben, daß man damals mit 1 Thaler mehr bestreiten konnte, als jetzt mit 4 Thalern. Ist denn die Erhöhung von 8 gr. für den ersten, und für die übrigen, statt 6 jetzt auf 12 gr., so sehr vortheilhaft, (obgleich immer ansehnlich genug) wenn die Bedürfnisse um das Vierfache, seit der Zeit gestiegen sind? Hiesigen Orts kostet jetzt eine Wohnung für eine Familie, 80 bis 100 Rthl. welche vor 16 Jahren noch für 50 bis 60 Rthl. zu haben war; die Klafter Kiehnholz, damals 1 Rthl. 16 gr., jetzt 3 Rthl. 8 gr. und so das Uebrige im Verhältniß. Nur die Einnahme des Arztes hat sich bedeutend ver-

ringert, seit der täglich zunehmende Luxus, bei immer täglich steigender Noth für die Ärzte, deren Zahl sich sehr gemehrt hat, nur wenig, desto mehr aber für sehr entbehrliche Dinge übrig hat. An noch kleinern Orten, wo fast lauter Handwerker wohnen, ist es noch kläglicher bestellt. Dies erwogen, und in der Hinsicht, daß die Taxe auch nicht in allen Stücken erhöht worden, (denn die Meilengebühren sind die nemlichen geblieben, die Recepte fallen sogar hiernach gänzlich weg, zum nicht geringen Verlust für den Arzt, wenn dieser sonst wohl 30 bis 40 in einem Tag verschreiben konnte, (obgleich er nur 2 gr. für ein Recept bekam) kann man doch wohl dreist behaupten, daß sich der Arzt vor 74 Jahren und noch vor 10 bis 15 Jahren, besser bei der alten Taxe befand, als bei der neuen zum Theil erhöhten. Dennoch will ich gern bei Entsagung alles freiwilligen Honorars mit dieser Taxe zufrieden seyn, wenn Umstände und Rücksichten nur immer gestatteten, sich streng an ihr zu halten. Gibt es aber nicht unter Funfzig Kranken, fünf und zwanzig Arme oder Unbegüterte, wel-

che nicht taxmäſſig bezahlen können? von welchen ſchon die alte Medicinaltaxe ſchreibt, „mit ihnen in die Gelegenheit zu ſehen“ und fällt der Arzt nicht ſo oft, mit ſeiner Forderung aus? und läuft dieſe nicht zu ſo unbestimmter Zeit, oft nach Jahr und Tag erſt ein? ſo daß der Arzt, welcher nichts Fixirtes hat, das doch auch in der Regel immer nur ſehr gering iſt, auf Nichts mit Sicherheit Rechnung machen kann. —

Hiezu kommt, daß das innerliche Curiren der Wundärzte, welches dem Arzt am meisteſten ſchadet, nicht mehr ſo ſtreng beſtraft werden kann als ehemals; denn die Wundärzte wollen auch leben. Das Barbiren trägt ihnen in der Regel ſo wenig ein, daß mancher Stadt-Wundarzt unter Beibehaltung ſeiner Praxis, gern ſein Privilegium verkaufen würde, wenn die Geſetze es ihm nur verſtatteten, weil die Geſellen ihm häufig mehr koſten, als ſie verdienen. Die kleinen chirurgiſchen Operationen, Aderlaſſen, Schröpfen, u. ſ. w. welche ihnen ſonſt das meiste einbrachten, ſind durch den jetzigen Geiſt der Arzneikunde, faſt aus der Mode gekommen, denn es iſt alles ſtheniſch, eitel

eitel sthenisch und nichts als sthenisch, was der Arzt in die Cur bekommt. Die Clystirsprützen fühlen sich aus vielen medicinischen Regionen proscribirt, und dürfen sich ohne Confiscationsgefahr nicht mehr sehen lassen, seit Brown's *Auto da Fé*, selbst über alle natürliche Leibesöffnungen ergangen ist. Die Zähne füttert man in unsern bleiernen Zeiten, mit Golde, und das weiche Zeitalter hat vor den Instrumenten einen Abscheu. Bein- und Armbrüche sind zu selten, als daß der Wundarzt davon mit Frau und Kind leben könnte; es muß also Connivenz bei ihm eintreten, so lange er nicht die Leute um Leben und Gesundheit bringt, und den Rath des approbirten Arztes nicht umgehet. —

Nicht also bei den Apothekern! deren Taxe ist seit 1725 oft und ansehnlich erhöht worden, und im Verhältniß mit den Waaren-Preisen gestiegen. Für Bemühung bei Verfertigung der Recepte, kann aber der Apotheker so viel nicht ansetzen, wie schon oben verschiedentlich ausgeführt worden ist, sondern muß sich an seinen Procenten begnügen. Uebrigens ist es ja auch

eine Unwahrheit „daß der Apotheker für „die in der Nacht vorfallenden Arbeiten (S. „161) nicht mehr erhält, als für die bei „Tage.“ (Man sehe doch nur die neue Taxe S. 41 d. d. 10. February 1800.) — Der Apotheker muß zwar sein Bette auch verlassen, aber er darf doch nicht in bösem Regen, Nebel, und Frostwetter wie der Arzt, wohl gar außerhalb der Stadt und mehrere Meilen reisen u. s. w. Sind 2 Rthl. außer der Stadt, und 1 Rthl. 8 gr. in der Stadt und Vorstadt, dann wohl Ersatz dem Arzt, für ein Entzündungsfieber, Husten? u. s. w. wird nicht oft dadurch der Grund zur Brustwassersucht, und Auszehrung gelegt, und ist der Arzt nicht schon durch Umwerfen mit dem Wagen in der Dunkelheit, wo nicht lebensgefährlich beschädigt, doch völlig unbrauchbar zu fernern Geschäften geworden? wenn der Apotheker dagegen, in Wolfs- oder Schaafspelz wohl eingehüllt, in der geheizten Officin bleiben, oder seine Leute also angethan, hineinsenden und nach Abfertigung des Boten wieder zu Bette gehen kann, während dem sich der Arzt die ganze Nacht verderben, und am folgenden

Tage schon früh wieder auf den Füßen seyn muß, oft nichts für seine gefahrvolle und gesundheitszerstörende Mühe erhält, dagegen den Apotheker kein Kranker des Nachts beschweren wird, der nicht zahlen kann.

Es kommt also bei alle dem, Alles auf Sicherheit des Erwerbes vornemlich an, und hier steht der Arzt dem Apotheker weit nach. Arznei kann Niemand entbehren, und doch giebt es kein Mittel, als sie aus der Apotheke zu holen. Hält Jemand den Arzt zu theuer, so geht er zu den nicht befugten Personen, und diese curiren allerdings wohlfeiler. Es giebt daher wegen der mannigfaltigen Vorurtheile der Menschen, die Niemand ausrotten kann, viele Ärzte, welche sehr wenig zu thun haben, denen es daher kümmerlich ergethet, die mager durch die Gassen schleichen, während mancher bequeme Apotheker fett wird und seine Wange von dem selbst erworbenen Lohn unrechtlicher Recepte, von Wein und Fett glänzet.

Wollen die Ärzte den durch die unbefugten Personen ihnen zugefügten Nachtheil rügen, so vergeht durch nothwendige Um-

stände hiebei, theils zu viel Zeit, um den Vergeher mit Wirkung zu bestrafen, theils sind die requirirten Orts-Obrigkeiten zu lau bei dem Verfahren, die Strafen zu gelinde, oder man connivirt aus mannigfaltigen Ursachen *) findet auch den Contraventionsfall oft nicht klar genug, eine nachdrückliche Untersuchung verhängen zu können u. s. w. Hält aber ein Unbefugter Medicinalwaaren öffentlich feil, oder richtet eine Apotheke ohne obrigkeitliche Erlaubniß ein, so ist die Untersuchung sehr leicht, und der Unfug wird sehr bald gestört werden. Und wenn auch des Arztes Taxe noch dreifach erhöht würde, so würde doch der Arzt noch immer gegen den Apotheker verlieren,

*) Die Einwohner eines kleinen Orts nahmen bei Gelegenheit einer Untersuchung wider einen Pfuscher, diesen so nachdrücklich in Schutz, daß selbst die Obrigkeit es nicht wagte, gegen ihn etwas nachdrückliches zu verhängen, weswegen die Commission unverrichteter Sache sich entfernen mußte. —
Quae, qualis, quanta!

weil man wohl eine Liquidation nach der Taxe würdigen, aber nicht des Apothekers Procente berechnen kann; wie auch ein Großhändler mich noch vor Kurtzem versicherte, welches auch um so glaubhafter ist, wenn man bedenkt; daß die Blümlein auf dem Felde nicht säen, und nicht erndten und daß der Apotheker sie doch in die Scheuren sammlet: daß sie niemand etwas kosten, aber doch baares schönes Geld bringen! —

Wie weit mehr, steht auch der Arzt unter der anmaßlichen Controlle des Publikums, als der Apotheker! — Aller Augen warten besonders zu Anfang seiner Praxis auf ihn, und giebt er irgend Blößen, so schaden ihm diese oft, wenn sie von Bedeutung sind, so lange als er seinen Aufenthaltsort nicht verändert. Den Apotheker hingegen controllirt Niemand, wenn er nur seine Kunden gut aus der Apotheke versorgt. Auch schadet ihm die öffentliche Meinung bei weiten nicht so sehr, als dem Arzt, weil das Publikum doch gezwungen ist, zu No. 1, 2, 3, oder 4, u. s. zu gehen;

das heißt: *non datur quintum*; bei den Ärzten aber, hat er das Aussuchen. —

Hat aber gar ein Schuft von Quacksalber, den kékken Einfall, eine Gegend mit seinem heilbringenden Finger zu beglücken, so darf er weiter nichts thun, als dort hinziehen, und es wird ihm an Zulauf von weiten Orten nicht fehlen. Der arme Physikus, (*qui se ceu misera senectus, oratione mere defendet*,) schreit gewaltig zwar gegen diesen Unfug, (freilich nur wenn er noch Neuling ist; denn hat er erst mehr Erfahrung über seine Klagen gesammelt, so schweigt er gewiß): Die Väter des Volks laden nun den Pfuscher vor sich; hat er nicht Lust zu erscheinen, so giebt er durch vorgeschützte Krankheiten, Reisen, dringende Geschäfte, u. s. w. zu verstehen, er werde die Sache sich noch überlegen. Erscheint er endlich nach langem Aufschieben und Zögern, während dem er immer frisch fort sündiget, so wird er, wenn seine Sünden nur leicht sind, oder nicht gehörig erwiesen werden können, mit einer Verwarnung entlassen, — und treibt es nun, wie abzusehen war, ärger als zuvor. Der Physikus schreit

abermals Gewalt!! was geschieht? — der Pfuscher wird um etliche Thaler gestraft, und in die Kosten verurtheilt, die ihm seine dankbaren Anhänger sehr gern ersetzen. Hat er nichts im Vermögen, so kommt er *ad custodiam*, und hat er sonst Verlust, so ersetzen ihm seine getreuen Kunden mit Frohlocken diesen wieder, oder er bringt ein Armenattest bei. Im Gefängniß kommt es einem mitleidigen Wächter, auch nicht gegen die Gebühr, auf ein Paar Stunden heimliche Erlaubniß zur Zerstreuung oder Ausübung seines nützlichen Geschäfts an; denn es hat ja Jedermann, mit dem armen Menschen, der so viel Gutes thut, Mitleid, und ist dem neidischen Physicus seinetwegen im Herzen gram, gehet auch deswegen nicht häufiger zu diesem als sonst. Macht er es endlich gar zu grob, so wird er nach ausgestandener Zuchthausstrafe, der Gegend verwiesen, um eine andere oft ganz nahe gelegene zu erfreuen. Nun denke ich, soll der Arzt nicht weiter klagen, sondern schweigen, und oft — hungern. So steht es mit den Ärzten, und ihrem großen Glück nach H. M., während der Apotheker, das Alles

ruhig mit ansieht, und des Pfuschers Recepte gegen die Gebühr verfertiget. *) Mit

*) Im Preussischen giebt es gewiss eine vorzüglich gut organisirte Medicinal - Policei; doch wäre zu wünschen, dass die Medicinal-Collegien nicht so sehr bei ihren Requisitionen von der Langsamkeit und Lauigkeit der respectiven Behörden abhängen möchten. Oft eclipsirt der Pfuscher, der während dieser Zögerung Nachricht von der gegen ihn verhängten Untersuchung erhielt. Würde ein jedes Verbrechen gegen Gesundheit und Leben, mit härterer Strafe, Vestungsbau u. s. w. belegt, so würde dem Unwesen bald ein Ende gemacht werden. Die Gesetze bestrafen den Diebstahl eines jeden Eigenthums; warum den der Gesundheit und des Lebens als des höchsten Eigenthums nicht eben so hart wie Pferddiebstahl, Importation fremder Waaren, Defraudation der Gefälle? u. s. w. Warum den Gesundheitsdieb nun gelinder? Ist ein gestohlne Pferd höher zu achten, als ein blindgemachtes Auge, ein krumm geheiltes Bein, ein todt purgierter Körper??

vollem Recht kann man daher den H. M., den den Ärzten gemachten Vorwurf, daß sie das Apothekerwesen nicht zu beurtheilen verstehen, seiner schiefen Beurtheilung der Lage des Arztes wegen, zurückgeben, obgleich ich überzeugt bin, daß er hier bloß ignorirt hat, um nur Recht zu behalten.

Wäre der Apotheker überall wirklich das, was H. M. uns gern überreden möchte, handelte er strenge nach seinen Vorschriften, hielte z. B. keine schlechte Arzneimittel, würde die verdorbenen ehrlich weg etc. verkauft nicht über, noch unter die Taxe, gäbe keine Arzneimittel an Pfuscher u. s. w.

Wendet man ein, der Mensch, dem der Schaden geschieht, kann sich davor hüten, und es leidet Niemand als er selbst. Gut; aber Gelegenheit macht Diebe, und der sich betrügen läßt, gehört zu den Unmündigen. Daher bestrafe der Staat die Pfuscher den Vergehungen angemessen, daß sie fort nicht mehr sündigen, so wird Niemand weiter gefährdet, und die gesetzlichen Personen leiden keinen Eintrag mehr in ihren Rechten.

dann würde ich gern zugeben, daß er nicht große Reichthümer sammeln, obgleich immer noch als guter Wirth wohlhabend seyn kann. Wer die Unordnungen in manchen Apotheken der kleinen Landstädte, wo gar kein Arzt ist, kennt, wer daselbst sucht, und oft nichts findet, als verlegene Waare und viele Artikel gar nicht, als etwa — zur Zeit der Visitation gegen ein Billiges geborgte Mittel, welche nachher wieder wohlbehalten remittirt werden, *) der wird sich keinen sonderlichen Begriff von der heilsamen Wirkung dieser Apotheken machen; obgleich billige medicinische Behörden immer auch hier auf den Debit des Apothekers, Rück-

*) Deshalb sollte ein jeder Apotheker bei der Visitation eidlich erhärten, daß die vorräthigen Mittel wirklich zur Zeit sein wahres Eigenthum, und nicht geborgt sind, auch in seiner Apotheke wirklich an Kranke dispensirt, und nicht durch einen fingirten Kaufcontract nachher wieder an den Verkäufer, oder einen Andern veraußert werden sollen. —

sicht nehmen, und nicht einen Vorrath von Moschus zu einer Unze, in diesen kleinen Apotheken suchen werden.

„Dafs der Apotheker der ärgste Slave
 „bei der Verwaltung von Nebengeschäf-
 „ten, zu seinem Unterhalt seyn müsse
 „(S. 162)“ gebe ich zu.

Es ist schon hinreichend gezeigt worden, dafs er dieser Nebengeschäfte, bei einer guten Wirthschaft nicht nöthig hat. Nichts entbindet ihn von der Sorgfalt und Aufsicht auf seine Apotheke, und findet er sein Conto nicht dabei, so ist er verbunden, sie zu verkaufen, und einem andern sie zu überlassen. Freilich wartet leider der Mann des Amts nur in dem Maafse, als es ihn nährt, aber das bleibt immer Unrecht. Glaube H. M. nur, dafs der Physikus gern den Thaler Diäten, bei einem Gehalt von einigen Funfzig bis Hundert Thalern entbehrte, um nicht zu Hause mehrere Thaler zu verliehren, und doch giebt ihm Niemand Ersatz. — Dafs „Ärzte und Wundärzte dem Apotheker grossen Abbruch thun“ (S. 164) ist an manchen Orten wahr genug. Aber sie thun dies auch oft aus Noth, auch wohl zur Vergel-

tung für das unbefugte Curiren des Apothekers. Wenn der Apotheker in seinen Grenzen bleibt, so muß er sich so lange beschweren, bis jene ebenfalls in ihre Grenzen zurückgehen.

Ueber Manches unter dem von H. M. (S. 164 bis 195) über die Anfertigung und die Grundsätze zu einer Apothekertaxe Gesagte, ist schon verschiedentlich gesprochen worden; auch findet man Wiederholungen von S. 150 u. s. w. Obschon nun im Ganzen das hierüber Vorgetragene, sehr umständlich und gründlich von ihm behandelt ist, so ist H. M. doch über den in Rede stehenden Gegenstand selbst, mit sich nicht recht einig, und läßt uns daher über die eigentliche Anweisung und Verfertigung einer billigen und gerechten Taxe, doch im Dunkeln. Ob nun, wie er selbst gesteht, wegen der großen mit diesem Gegenstand nach Locale und Umständen verknüpften Schwierigkeiten? oder deswegen, weil er die Ärzte nicht sich in die Carte, (wie man zu reden pflegt) schauen lassen will, lasse ich dahin gestellt seyn. Die Berechnung nach bloßen Procenten (S. 164) und die „Ver-

„gleichung der Apotheker mit dem Materialisten oder Krämer“ findet H. M. bei der Anwendung auf jene Grundsätze nicht ganz passend. In so fern beide Detailhändler sind, ist dem Vergleich nichts im Wege. Muß der Apotheker Dinge halten, welche nicht immer abgehen, und mit der Zeit unbrauchbar werden, und kann der Materialist dagegen, die nicht abgehenden ausgehen lassen, so sind jenem dafür auch billige Procente in der Taxe gut gethan worden. Es ist nun einmahl jener üble Umstand nicht zu ändern, weil man die Kranken deshalb nicht leiden lassen, sondern darauf halten muß, daß der Arzt die nöthig befundenen Mittel in bester Güte findet, wenn eine herrschende Krankheit sie in Menge erfordert, und man voraus nicht wissen kann, welche Mittel erforderlich seyn werden. Leben und Gesundheit sind auch so höchst wichtige Gegenstände der Staatsaufmerksamkeit, daß man der Willkühr des Apothekers nicht anheimstellen konnte, ob er dieses Mittel vorräthig halten, und jenes eingehen lassen wollte? Er müßte daher diesem *Incommodo*, des *Commodi* wegen, sich unterwerfen,

wogegen bei dem Materialisten in Absicht der Gesundheit nichts darauf ankommt, ob immer Zucker und Caffee hinreichend vorhanden sey? und der Luxus übrigens schon dafür sorgen wird, daß sie nicht fehlen.

Bei dieser Gelegenheit, kommt H. M. auf die Gefäße, mit Hinsicht auf diejenigen des Materialisten zu sprechen, (S. 165.) Auch sie verdienen bei der Anfertigung der Taxe allerdings sehr berücksichtigt zu werden, und man muß ihm Recht geben, daß „zu „wenig auf die Bestandtheile derselben bei „dem Materialisten, ob sie von Holze, Blei, „oder d. gl. verfertiget sind, Acht gegeben wird.“ *)

*) Längst ist es anerkannt, wie nachtheilig die bleiernen oder nicht recht verzinnten kupfern Gefäße, auf die Gesundheit wirken, und eben so sehr verdient die Unreinlichkeit, welche in den hölzernen Büchsen herrscht, nicht minder der Kupfer in den Kuchenformen, die größte Aufmerksamkeit. Die medicinische Policei hat keinen Mangel an guten Vorschriften, aber es ist nicht der tausendste Theil von dem, was die Lehrer des

H. M. will (S. 169) „der Apotheker „müsse mehr als 50 Procent gewinnen, ver- „schiedene hätte ihm 25, ja 100 gestatten „wollen.“ Es läßt sich hierüber im Allge- meinen nichts bestimmen, sondern es kommt dabei auf Einkauf, Absatz, zufällige Verderb- nifs u. s. w. an. Es würde auch ein kleinli- cher Eigennutz, nur alles auf das Haar be-

Volks für sie geschrieben haben, in die wirkliche Welt übergegangen. Frank's höchst schätzbares Werk giebt hiezu die besten Beläge. Woher dies? — Wahr- scheinlich weil die Väter der Stadt glauben, ihre Kinder wüßten ja Gutes und Böses al- lein hinreichend zu unterscheiden, um sich vor letztern zu hüten. — Freilich fürchtet der sinnliche Mensch leider nur das, was ihn brennt. Was noch kommen soll, kann er ja ruhig erwarten, und weil der Tod nicht auf dem Fusse, gleich den Sünden folgt, so glaubt er eben so wenig der Stim- me der Aerzte, als er den Nutzen der Blitz- ableiter begreift, weil sein Haus, so lange es da steht, noch nicht von dem Blitze be- schädigt wurde.

rechnen wollen, was sich doch ohne großen Wucher nicht also berechnen läßt. Wir haben schon oben gesehen, daß der Apotheker im Durchschnitt bei 50 Procent, zufrieden seyn kann. Es müßte daher immer auf die Lage des Orts, Vermögens- und Nahrungszustand der Einwohner, und die Öconomie des Apothekers gesehen, und dabei bedacht werden, daß der Apotheker zwar wohlhabend, dies aber doch ohne Druck der Einwohner seines Orts, werden müsse; denn mit einem armen Apotheker kann keinem Ort gedient seyn, weil er immer schlechte Mittel nur halten, und leicht eher auf Bevortheilung des Publikums fallen kann, als der Wohlhabende wenn letzteren nicht ein unersättlicher Geitz plaget. Uebertreibt der Apotheker es aber, geht sein Trachten nur auf das Zusammenscharren, auf das Reichwerden, so verfällt er in Versuchung und Stricke. Er muß sich daher lieber in sein Schicksal finden, wenn er es nicht ändern kann, in kleinen unbemittelten Orten mit seinen Umständen so zufrieden zu seyn, als der Arzt es daselbst seyn muß. Dafür hat er aber auch das schon erwähnte Er-
leich-

leichterungsmittel, nicht so viel Mittel vorrätig halten zu müssen wie der großstädtische Apotheker, und er muß leicht einsehen, daß diese Einrichtung bloß zu seinem Besten getroffen worden, weil die Bewohner kleiner Städte sonst wohl eben das Recht hätten, alle diejenigen Mittel für sich zu verlangen, welche der Großstädter stets verlangen und bekommen kann.

Daß nach (S. 171) „bei den Mitteln, „welche zu Scrupeln und Granen dispensirt „werden, auch ein höherer Preis, wegen „Aufbewahrung, der Mühe des Dispensirens, „des vielleicht zu früh außer Gebrauchkommens Statt haben muß,“ ist allerdings billig, aber hierauf auch schon wenigstens im Preussischen, überflüssig Rücksicht genommen worden, wie nachfolgender tabellenmäßig abgefaßter Auszug, von einigen starkabgehenden Mitteln, nach der Preussischen Apotheker-Taxe Berlin 1800—1804 inclus. beispielsweise darthut.

No.

Droguerie

No.		gelten im				Nach		erhält der		er hat	
		Ganzen jetzt				der		Apotheker		also	
		a	rtl. gr. pf.	von	Arz- nei- Taxe	von		von	rtl. gr. pf.	am	prC.
1	Moschus ♂. f.	3j	20	—	—	180 $\frac{0}{4}$	10Gr.	—	18	3j	80
2	Serpentaria virg. ♂. f.	dito	1	14	—	dito	3j	—	1	Loth	405 $\frac{1}{4}$
3	Opium ♂. r.	dito	5	12	—	180 $\frac{1}{4}$	dito	—	5	3j	584 $\frac{5}{8}$
4	Kali nitric. depur.	dito	—	11	6	180 $\frac{0}{4}$	3j	—	2	3j	178 $\frac{1}{4}$
5	Ammon. muriatic. depur.	dito	—	21	—	dito	dito	—	4	dito	204 $\frac{3}{4}$
6	Galban depur.	dito	1	5	—	dito	dito	—	6	dito	231
7	C. Chinae rubr. ♂. f.	dito	3	8	—	dito	dito	—	9	dito	80
8	r. Rhei ♂. f.	dito	2	—	—	dito	3j	—	2	Loth	433 $\frac{1}{3}$

Hiebei ist von mir nach den neuesten Waaren-Preisen *en gros* vom Monat August und der Vergleichung mehrerer dieses Jahres gerechnet worden, wogegen wohl Niemand etwas einzuwenden haben wird, weil man nur mehrere Preise vergleichen darf, um zu finden, daß ich eben nicht die wohlfeilsten gewählt, und auch auf die Mittel selbst, in so fern sie zu großen oder kleinen Quantitäten abgesetzt werden, Rücksicht genommen habe; wornach sich denn ergibt, daß der Apotheker ganz artige Procente bei dem Dispensiren, im Kleinen gewinnt.

Erwägt man auch dabei, daß vielleicht das Jahr über an kleinen Orten, von diesem oder jenem Mittel, nur kleine Quantitäten verbraucht werden, so hat dennoch der Apotheker keinen Schaden dabei, indem er sie nur wohl verwahren darf, um sie nach Jahren, eben so brauchbar als bei dem Einkauf zu finden, wenn auch die Procente, welche in dem Waarenlager ruhen, wo nicht gleich, doch zu ihrer Zeit einkommen, daher das darin angelegte Capital an andern stark abgehenden Mitteln, sich reichlich verzinsset. Von denjenigen Dingen, Blumen,

Kräutern, Wurzeln, u. s. w. welche kein wirthschaftlicher Apotheker von denen *en gros* Händlern kaufen, sondern selbst einsammeln wird, mag ich gar nichts berechnen, weil es bekannt ist, und schon anderswo ausgeführt worden, wie groß der Gewinnst hievon ist. —

Die Vermögensumstände der meisten Menschen, sind freilich Heut zu Tage nicht so beschaffen, daß der Arzt Ursach hat, ohne die größte Noth sehr theure Artikel zu verschreiben; dagegen werden andere aber doch, z. B. die Chinarinde nothwendig, weil unsere Weidenrinden, Trotz aller Lobeserhebung, doch nicht zur China werden wollen und der Arzt gezwungen ist, sie zu Pfunden die Woche hindurch zu verordnen, auch an vielen Orten überdem die Mode herrscht, die Kranken ordentlich damit zu füttern.

Wie groß ist nun der Absatz der Apotheker, nach obiger Berechnung ad 8. nicht schon an diesem einzigen stark abgehenden Artikel. Können dagegen andere, auch nicht immer gleich stark abgehen, so kommt doch die Reihe auch wieder an sie, und ein

kluger Apotheker muß Eins in das Andere rechnen, und wird sich dann ganz wohl dabei befinden.

Dafs „bei flüssigen Sachen, (S. 171) „leicht mehr Verlust, und daher mehr Entschädigung seyn müsse,“ versteht sich von selbst. „Dafs aber bei den chemischen Präparationen, (S. 172) keine Procente möglich wären“ sehe ich nicht ein. Kann ich ein jedes Ding, in seinen kleinsten Theilen berechnen, so kann ich es ja auch bei den Quantitäten der Ingredienzien, wobei auf Mühe, Kohlen, Gefäße, Instrumente u. s. w. Rücksicht zu nehmen, und alles nach der Billigkeit eben so zu berechnen ist, als man bei Entwerfung der Pacht-Contracte der Beamten thun muß; denn so wie diese, nach der mehrjährigen abgelaufenen Verpachtungszeit immer jedesmal erhöht werden, und der Beamte doch dabei bestehet, so kann auf ähnliche Weise die Apotheker-Taxe revidirt, und nach Zeitumständen modificirt werden. Werden denn die medicinischen Taxatoren unbilliger seyn, als die cameralistischen? — dafs läßt sich nicht denken, und man findet leicht, dafs wegen dem Steigen

der Droguerien durch den Krieg, in der Preussischen Taxe viele einzelne Artikel beträchtlich, zum Vortheil der Apotheker erhöht worden sind. —

„Die Bemühungen des Arztes ferner, für „Papier, Tinte, Federn bei dem Recept-„schreiben etc.“ (S. 172) bedürfen einer Berechnung nicht, und doch wäre es auch leicht, diese „ohne jüdischen Wucher“ zu berechnen. —

Dafs aber „die Berechnungen der Pro-„cente bei den Präparaten, und die Ausar-„beitung der Taxe, nicht ein Geschäft für „jeden Apotheker seyn kann,“ darüber bin ich mit H. M. enig. H. D. Piepenbring (S. 174) würde aber auch gewifs über seine Einrichtung der von seinem Vorgänger erhaltenen Apotheke, besser weggekommen seyn, und nicht die vielen unverdienten spöttischen Anmerkungen erfahren haben, wenn er nicht zugleich — Arzt wäre. Man prüfe selbst, ob er sie verdiente. So lange leider, keine bestimmte Taxe allenthalben vorhanden ist, so bleibt der gewissenhaften Handlungsweise des einsichtsvollen rechtschaffenen und billigen Mannes, überlassen,

wie hoch er seine Mittel im Preise halten will, und er kann hier nicht anders wollen, als diese vorausgesetzte Eigenschaften es erheischen. An der Stelle jener allgemeinen Erinnerungen, welche zu nichts bestimmt führen, und der übrigens ganz gerechten Frage (S. 176) „was wohl daraus entstehen würde, wenn sich ein jeder Apotheker seine eigene Taxe schaffen wollte?“ hätte H. M. lieber das Regulativ zur Anfertigung einer solchen Taxe, welche auf alle Umstände paßt, uns vorlegen, und wenn er das nicht konnte, darüber nicht böse werden sollen, — daß es andere auch nicht können. Da aber die Anfertigung einer willkührlichen, stets verschieden ausfallenden Taxe eines jeden Apothekers, ein noch weit größeres Uebel seyn würde, als eine für ein ganzes Land entworfene, womit nicht ein jeder einzelne Apotheker zufrieden seyn kann, (weil es nicht möglich ist, es allen Leuten recht zu machen); so folgt daraus, daß die Taxe der Billigkeit (welche aus Erwägung aller bei Anfertigung derselben vorkommenden Stücke resultirt), nur angemessen seyn darf, um die Zufriedenheit der vernünftigen und

billigen Interessenten, zu erlangen; besonders wenn man Rücksicht auf diejenigen Nachteile nimmt, welche aus den von H. M. (S. 177) mit vieler Aufrichtigkeit erzählten Uebelständen, nemlich „des doppelt in „Rechnung zu bringenden Verlustes bei „Mißlingung eines Mittels, des absichtlichen „zu wohlfeilen Verkaufes einzelner Apotheker, um den Collegen die Kunden zu entziehen, des Verkaufs schlechter Arzneimitteln, Verfälschung derselben“ (S. 178) u. s. w., entstehen. Diese, und viele andere, zu Vermeidung der Weitläufigkeit nicht aufzuführende Uebelstände, müssen streng verboten werden; da sie aber ihrer Natur nach, selten zur Cognition einer Behörde kommen können, so muß man dem Gewissen des Apothekers freilich selbst vieles überlassen, was nur vor den innern Richter gehört. —

Der Apotheker darf weder über, noch unter der Taxe verkaufen. Im erstern Falle thut er dem Publikum Schaden, im letztern stiehlt er seinen Collegen das Brod, zieht sich den Verdacht zu, schlechte Mittel zu debitiren, hindert überdem die Genesung der Kranken, und wird dem Ruf des Arztes

dadurch nachtheilig. Er kann, den einzigen Fall ausgenommen, dals er wirklich besondere Zugänge habe, Mittel von der vorschriftsmässigen Güte, zu wohlfeilern Preisen als der College zu kaufen, bei einem uneigennützigem Gemüth und Begnügung mit einem mässigen Profit, wohlfeiler als andere verkaufen, aber er ist denn auch, um allem Verdacht auszuweichen, verbunden, der obersten Behörde diesen Umstand anzuzeigen, und seinen Collegen Gelegenheit zu geben, sich auch gute Mittel zu wohlfeilen Preisen zu verschaffen, wodurch denn vielleicht zu einer Herabsezzung der Taxe, im Fall jener Umstand allgemein werden kann, zum Besten des Publikums, Gelegenheit gegeben werden würde. Da dies wohl aber nur in einzelnen Fällen Anwendung findet, der gewöhnliche Grund solcher Handlungsweise dagegen, die Anschaffung schlechter Mittel, oder gar die Aufopferung wirklichen Nutzens auf einige Zeit, zur Herbeilockung der Käufer seyn kann, so muß streng darauf, dals der Apotheker die Taxe halte, gesehen werden. Doch wie selten kommen dergleichen Vergehungen zur Sprache! obgleich sie

täglich zur Kränkung des rechtschaffenen Apothekers begangen werden.

Es ist auch mit H. M. (S. 179) sehr zu mißbilligen „daß ehemals, als die Apotheker-Privilegien in Wien, wegen Ablieferung schlechter Arzneimittel an die Armen, aufgehoben wurden, dennoch den neu anzusetzenden Apothekern erlaubt wurde, unter der Taxe zu verkaufen,“ obgleich die bei dieser Gelegenheit erfolgte Verordnung „die Taxe der Mittel auf einer Tafel vor der Hausthüre der Apotheker aufzuhängen“ die (S. 181) befindliche Ironie des H. M. nicht verdient. Diese Taxe könnte nach dem Muster der Struveschen Noth- und Hülftafeln ganz bequem auf einer Tafel verzeichnet werden, wenn dies nur sonst Nutzen für den Laien hätte, der sich deshalb doch nicht seine Recepte selbst taxiren kann. Man öffnete durch jene Verordnung allerdings „der Betrügerei Thor und Thür (S. 180)“ obgleich ich mir die Ursach dieser Verordnung sehr leicht daher erklären kann, daß weil man alle Apotheker cassirt hatte, man nun nicht im Stande war, die nöthige Apotheker ohne diese Begünstigung mit ei-

einmahl wieder anzuschaffen. Die Cassation der Apotheker war daher sehr übereilt, und man wußte den Fehler nicht wieder gut zu machen. —

Ein neues Mittel zur Richtschnur, bei Umänderung einer schon bestehenden Taxe nimmt H. M. (S. 183) „von der Prüfung der „alten bis daher bestandenen, und der Untersuchung des Umstandes her: ob nemlich „der geschickte und gewissenhafte Apotheker, welcher mäßige Geschäfte gehabt hat, „nun wohlhabender oder reich geworden „sey?“ Dies ist aber bei Lichte besehen, so gut als kein Prüfungsmittel, und steht auch gar sehr mit H. M. sonstiger Behauptung „dafs kein Apotheker, welcher mäßige Geschäfte treibet, reich werden könne,“ im geraden Widerspruch. —

Er selbst hat ja nur 50 Procent im Durchschnitt gewonnen was nach seiner Meinung gar nichts bedeutet, und doch hat er, (S. 189) „so viel Geschäfte gemacht, als „irgend ein den stärksten Absatz habender „Apotheker in den Preussischen Staaten, und „dennoch keinen Reichthum erworben.“ Dies einmahl für baares Geld genommen, so

wäre es doch immer eine Ungereimtheit, den Apotheker von mässigen Geschäften fragen zu wollen: ob er auch reich geworden sey? —

Ist unser Verfasser in seiner oben bemerkten Lage es nicht geworden, wie soll es denn der College von mässigen Geschäften geworden seyn? — Wenn so etwas am grünen Holz geschah, — was soll denn am dörren werden? — wird auch jener seinen wahren Vermögenszustand, immer richtig angeben? — und wer hat denn auch ein Recht darnach zu fragen? — der trügliche Schein würde doch kein zuverlässiger Maassstab der Beurtheilung seyn! und kann der geschickte gewissenhafte Mann nicht wieder versplittern was er einnahm? — kann er nicht eigenes Vermögen gehabt haben? — und warum soll denn die Taxe immer an seinen schlechten Umständen Schuld seyn? — das wäre also kein sicheres Mittel, zur Prüfung der Taxe. —

Was das aber heissen soll „der Recht-
„schaffene (S. 183) könne aus Mangel an
„Kenntnissen sündigen, daher mehr verdienen

„wie der Geschicktere“ ist nicht wohl begreiflich, und kann, wenn es Sinn haben soll, nicht anders heißen, als: der Rechtschaffene ist ein sehr einfältiger Mensch, und in seiner Einfalt nimmt er den Leuten mehr ab, als er sollte. — Ob aber solche Geschöpfe *in rerum natura* wohl vorkommen sollten? möchte noch schwerer zu beantworten seyn. Aus Einfalt kann man wohl seinen Vortheil vernachlässigen, und dann zu seinem Schaden handeln; aber so erzvernagelt seyn, und den Leuten mehr abfordern als einem zukommt, das kann weder möglich noch weniger aber rechtschaffen seyn; denn die letzte Eigenschaft setzt die größte Kenntniß von Recht und Billigkeit oder wenigstens die Fertigkeit also zu handeln zum Voraus, welche mit der Einfalt wiederum in geraden Widerspruch steht. Aus Mangel an Kenntnissen, wird überdem (es möchte Einem denn im Schlaf wie man zu reden pflegt, bescheert werden) keiner etwas erwerben, und wäre ja denn auch nichts bequemer und erwünschter, als sich der Unwissenheit befleißigen, durch welches probate Mittel viel Kopfbrechens erspart werden

würde. (Was uns H. M., doch alles zum Besten giebt!! — .)

Dafs man bei Anfertigung einer Taxe (S. 184) „nicht die Apotheker der Hauptstädte zum Maasstabe nehmen müsse: „1) weil diese nicht so viel verborgen dürfen, als der Apotheker an kleinen Orten, „und 2) weil jene bei der Gegenwart der „Droguisten, die meisten Waaren nur in geringer Quantität halten, sich daher nicht „auf ein halbes und ganzes Jahr mit den „meisten Stücken versorgen und auch nicht „Zinsen für ein starkes Waarenlager einbüßen dürfen,“ ist in einigen Stücken wahr, jedoch habe ich auch schon bemerkt, dafs das unsichere Mittel, die Schätzung des angeblichen Vermögenszustandes des Apothekers, gar nicht bei Anfertigung einer Taxe zu brauchen ist. Es ist aber auch gar nicht einmahl richtig, dafs der Apotheker in grossen Städten weniger borge als in kleinen; denn eine gute Apotheke wird bald in der ganzen Stadt bekannt, und man holt Mittel aus ihr, von den entferntesten Gegenden derselben. Dafs es hiebei nun ohne Borgen nicht abgehe, ist wohl leicht einzusehen,

weil der Apotheker sonst gar bald um seinen ganzen Absatz kommen würde; wenn er durch den Weg Rechtens, im ersten halben Jahre seine Forderung einziehen wollte. Bekanntlich machen sich viele vornehme und reiche Leute eine Ehre daraus, ihre Schulden nicht zu bezahlen, kein Apotheker wird aber wohlhabende Kunden aus der Apotheke verweisen, — wenn sie auch nicht gleich Geld zur Stelle bringen.

Will aber, was den 2ten Punct betrifft, der Apotheker sich nicht mit dem Verkauf der Droguerien abgeben, so ist es auch sein Wille, die Procente desselben zu entbehren. Ein starkes, keinen Absatz findendes Waarenlager ist freilich ein undankbares Ding. Es hat aber auch hiemit keine Noth, wenn die Waaren nur gut sind, und der Inhaber sich Mühe giebt, sie abzusetzen.

Ich übergehe das Uebrige, was unser Verfasser noch über diesen Gegenstand (S. 186) sagt, da der ganze Plan, wie schon erwiesen worden, an sich unausführbar ist, und beleuchte dagegen vielmehr die „Beispiele der grossen Uneigennützigkeit, welche man einigen Apothekern, bei Gelegenheit

„der Erhöhung der Preussischen Taxe von
 „1795, gegen die alte von 1749, (S. 187) ge-
 „geben worden seyn sollen. Wir erfahren
 „hier nemlich, daß die Taxe von 1749, im
 „Durchschnitt so beschaffen gewesen seyn
 „soll, daß niemand reich dabei geworden,
 „und die Apotheker in den Mittel-Städten
 „schon gezwungen waren, Nebengeschäfte
 „zu treiben. Mehr den jetzigen Zeiten, sey
 „die (NB.) von Apothekern im Jahre 1795
 „entworfen, angemessne und gebilligt ge-
 „wesen. In der von 1749, wären ver-
 „schiedene Stücke, für die jetzige Zeit
 „viel zu hoch angesetzt, von Apothekern
 „selbst gemildert, andere viel zu gering
 „angesetzt gewesen, und wenn diese von
 „Apothekern erhöht worden, so sey dies
 „doch mit großer Billigkeit geschehen.
 „Nach geschehener Nachweisung von Seiten
 „der Apotheker, daß viele Stücke nur mit
 „ihrem Schaden angesetzt worden, seyen
 „darauf die Preise abgeändert worden. Um
 „diese Abänderung (also Erhöhung) hätten
 „nun Apotheker aus verschiedenen Provin-
 „zen, um Wiederherstellung der alten Taxe
 „(von 1749) angehalten, und hätten dadurch
 „das

„das Geschrei, welches Hoffmann u. s. w. von ihrem Eigennutz erhoben, bündig widerlegt.“ — Wo steckt nun aber hier die große Uneigennützigkeit? — Es läßt sich wohl nicht gut denken, daß Apotheker, welche immer und ewig Kaufleute bleiben, und also auch ihr ganzes Geschäft in dieser Hinsicht treiben müssen, wenn sie anders bestehen wollen, eine minder vortheilhafte Taxe, einer einträglicheren vorgezogen haben sollten. Ja hätte dies ein Einzelner unter ihnen gethan, so könnte man diesem *simplicio* dies allenfalls hingehen lassen. Daß aber (S. 188) „eine ansehnliche Anzahl „Apotheker“ etwas zu ihren Schaden, von der obersten Medicinal-Behörde sollten gebeten haben, daß sie daher die Taxe von 1749, nach H. M. eigenem Geständniß derjenigen von 1795, die Apotheker selbst entworfen hatten, (welche wohl schwerlich doch ihren Collegen etwas Nachtheiliges zur Richtschnur vorgelegt haben werden,) vorgezogen, ja selbst, die angeblich zu hohen Preise der von 1749, (man denke von 1749, wo viele Artikel wohlfeiler gewesen seyn müssen, als 1795) geändert (obgleich wohl

zu glauben, daß sie diejenigen, welche in der Taxe zu gering gewesen, erhöht) haben sollten; dies streitet sage ich nicht nur mit aller vernünftigen, und kaufmännischen Eigenliebe, sondern auch mit aller bisherigen Welterfahrung von dem Treiben und Thun der Menschen, wonach ein jeder den möglichsten Vortheil, bis ihm die Obrigkeit Einhalt thun muß, zu erwerben sich bemüht. — Die ganze Geschichte wird vollends dadurch um so unbegreiflicher, wenn diese höchstuneigennützigsten Apotheker, dennoch (S. 188) man denke — „die gänzliche Wiederherstellung der alten „Taxe“ (von 1749), welche doch nach ihrer eigenen Angabe, aber wieder zu gering war, und bei welcher die Apotheker (S. 186) in Mittelstädten gezwungen waren, Nebengeschäfte zu treiben, forderten. Wer kann hieraus klug werden? ich vermag es nicht. Warum blieben sie denn nicht lieber, bei der von 1795, welche nach H. M. Angabe itzigen Zeiten angemessener war? dann hätten sie ihre Uneigennützigkeit ja besser gezeigt. — Wahrscheinlich wird dies wohl also bestellt gewesen seyn, daß die Taxe

von 1749 ihnen besser behagte, als jene, und vorzüglich, daß unser Verf. um dem bösen Hoffmann Eins anzuhängen, diesem höchst verunglückten, öconomisch, moralisch, politischen Apotheker - Roman erfunden hat. Warum theilte er uns nicht die Actenstücke, worauf diese Geschichte beruhen soll, mit, und ersparte sich den Widerspruch, wenn er selbst (S. 176) sagt: „was würde wohl daraus entstehen, wenn sich ein jeder Apotheker eine eigene Taxe machen wollte?“ und doch (S. 187) wieder die große Billigkeit rühmt, womit Apotheker, sich selbst eine eigene Taxe schafften? Diese Apotheker hatten wahrscheinlich die Erlaubniß von ihm hiezu, und konnten also nicht verdächtig werden. — Wie aber gar Hoffmann und andere *qui de avaritia pharmacopolarum scripsere* und selbst meine obige Procent - Berechnung (S. 194) welche wohl das Muster aller uneigennützigsten Muster, des gar geringen Verdienstes des Apothekers genannt werden mag, nun widerlegt werden sollen! — ist vollends gar nicht einzusehen. Die Apotheker welchen die Taxe von 1749 vorgeschrieben war, wurden auch dabei

wohlhabend, wenn sie nur gute Wirthe waren. Ich habe selbst einige, noch aus jenen Zeiten gekannt, die sich recht wohl befanden, so wie es denn aus jenen Zeiten Apotheken von großem Ruf giebt, und dergleichen noch in Berlin existiren, die Jedermann kennt, und welche ihren Wohlstand, jenen Zeiten verdanken. Diejenigen, welche daher Landgüter kaufen können, werden wahrscheinlich viele (S. 189) „bezahlte Lorbeeren“ lange dispensirt haben, ehe sie zu ihrem Wohlstand gelangt sind, und diesen muß es auch frei stehen, sich ein Gewand, „wie es ihnen gefällig ist“ zuzulegen. Wenn aber unser Verf. uns auch gern glauben machen will „er habe bei Führung seiner Apotheker - Geschäfte keine Reichthümer erworben“ (der Begriff von Reichthum bleibt freilich sehr relativ) so weiß dennoch die ganze Welt, daß er ein sehr wohlhabender Mann ist, welches auch sehr begreiflich wird, weil er (S. 188) „einen so starken Absatz gemacht hat, als irgend ein Apotheker.“ — Wozu daher diese *Minauderies*? Was ich mit Gott und mit Ehren verdient habe, daran hat Niemand Antheil und das

klägliche Wesen kann die Sachverständigen ja doch nicht hindern, durch den Dunst zu schauen. Ich erinnere mich als ein geborner Stettiner, noch sehr gut aus meinen Kindesjahren, der großen Celebrität und des Verkehrs der Meyerschen Apotheke und rufe Stettins Einwohner zu Zeugen darüber auf, ob H. M. in so mittelmässigen Umständen sey, als er vorgiebt? —

Es ist auch nicht zu fürchten, daß der Scherfsche Vorschlag (S. 189) „die Ärzte „zu Apothekern zu machen“ Eingang finden möchte. Die alte Verordnung, welche dem Arzt das Apothekenhalten verbietet, ist so gerecht als billig, und wird auch in unsern Staaten wenigstens wohl nie aufgehoben werden. Daß aber zu viele Apotheken an manchen Orten existiren, und also leicht zu Kramladen heruntersinken müssen, hat auch seine Richtigkeit, und taugt so wenig für das Publikum, als für den Apotheker, weil es zu allerlei Schleifwegen, Illudirung der Taxe, Anschaffung schlechter Mittel, u. s. w. Gelegenheit giebt, obgleich an vielen Orten zum Theil wegen der steigenden Volksmenge, Concessionen in neuern Zeiten er-

theilt worden sind. Man muß auch hier die Mittelstrasse halten, denn so schädlich die zu große Concurrrenz der Apotheken ist, so nachtheilig ist es auch wieder wenn ein Ort nicht hinreichend damit versehen ist. Sollten aber die beiden alleinigen Apotheker eines Orts (wie aber doch nie zu fürchten ist) sich völlig über ihre Geschäfte vergleichen, so wäre das Publikum übel daran, an statt daß jetzt immer der Eine den Andern zwingt, billig und genügsam zu seyn, und so beider Wetteifer gewünschte Folgen für das Publikum haben muß. Daher kann es übel an einem Ort stehen, wo nur ein einziger Apotheker sich befindet, denn wenn dieser nicht ein guter moralischer Mensch ist, so macht er es, *comme il veut, le bon plaisir de lui*. Doch kann das jetzige häufige Etablieren von Materialisten an kleinen Orten, keine gute Folgen für den Apotheker haben. Jene müssen nothwendig dem Apotheker schmale Bissen machen, und können ihn am Ende ganz ruiniren. Man wird dies auch schon, aber vielleicht zu spät einst einsehen. Bei dem Grundsatz: es mag sich ansetzen, wer fertig zu werden denkt, hat man

aber einen Andern: wenn ich Pflichten und Lasten trage, so muß der Staat mich auch in meinem Erwerb schützen, und wenigstens nicht hindern, daß ich auch hinreichend bestehen kann, ganz übersehen; und kann der Staat mich wohl zwingen obige zu leisten, so muß er meinen Erwerb auch nicht stören lassen; denn Pflichten leisten sollen, und am Ende nicht mehr können, heißt ruiniert seyn. Man sieht hieraus das Einseitige und Verderbliche des cameralistischen Grundsatzes: nur die Abgaben prästiret, und ein jeder sehe zu, wie er fertig wird! — Man muß leben und leben lassen. Wenn der Bürger ein Bettler wird, so ist er dem ganzen Publikum eine Last, ehe es aber dahin kommt, sucht sich jeder zu helfen, so gut er kann, und das Ganze leidet natürlich immer darunter. —

Der H. Verf. meint (S. 191) „die jetzige „Curmethode der Ärzte, sey durch ihre Einfachheit dem Apotheker sehr schädlich.“ Dies ist aber sehr übertrieben. Braucht der Arzt jetzt, weniger Mittel als sonst, und „curirt er jetzt mehr mit Wein und Brandwein“ so nimmt er diesen doch auch dafür

mehr als sonst, von dem Apotheker, in Tincturen und geistigen Wässern, verschreibt auch in unserm flüchtigen, extrapostmässig in allen Dingen eilenden Zeitalter, desto mehr flüchtige sogenannte Reitzmittel, Baldrian, Moschus, Serpentaria, Campher, Hirschhorngeist, u. s. w. und zwar in ganz andern Gaben, als ehemals die alten Stahlianer gewohnt waren; wobei auch gewiss mehr zu verdienen ist, als bei den ehemaligen Mixturen, aus Krebsaugen, Eierschaalen, Klatschrosen-Syrup, Salpeter, u. s. w., geschweige der grossen Ladungen von Chinazubereitungen, welche jetzt täglich aus den Apotheken, in die Krankenstuben abgeführt werden. Dies muß H. M. doch alles wissen und es fragt sich, warum er es dennoch ignorirt? — Wahrlich, es ist wohl kein Zeitpunkt, dem Apotheker günstiger gewesen, als der jetzige. Wie viel Äther sulphuricus z. B. wird nicht jetzt gegen sonst verbraucht? — Ehedem fürchtete man sich, mit scheuen Fingern drei bis vier Tropfen, und doch nur erst dann, wenn Geist und Leib scheiden wollten, zu reichen. Jetzt heisst es: „alle „Stunden 20 bis 30 und auch mehrere Tro-

„pfen zu nehmen!“ und man denke nur erst an die salzsaure Periode und an H. Vogel der in einem neuen Stücke seines lustigen Almanachs, noch die Kranken in Charons Nachen, über ihre verbrannte und zerfressene Lippen, Zungen und Schlünde bittere Klagen führen läßt; wie viel Säure mag da abgesetzt worden seyn!!

Von den Prahlereien einiger Kraftgenies, mittelst welcher sie ihre Kranken „ohne alle „Mittel curiren wollen“ hat der Apotheker noch weniger, und daß die Kranken sich durch dies böse Beispiel verleiten lassen sollten, alle Medicin zu entbehren, zu fürchten. Zur Zeit der Noth, giebt sich das alles von selbst. Wer nur recht leidet, der schlingt wohl hinunter! so wie der heterodoxe Arzt recht gern in diesem Angststündlein eben so zu den Mitteln, wie der leidige Atheist zu dem Gesangbuch bei einem recht obligaten Gewitter greift, damit er nur kein Unglück erlebe: „daß es immer noch Ärzte giebt, „welche mit wenigen oder so kleinen un- „wirksamen Mitteln, Kranke behandeln, und „Krankheiten deswegen verschleppen“ gebe ich gern zu. Wo es wenige Mittel bedarf,

und die Natur heilt, da darf der Apotheker gerechterweise nicht klagen, denn er muß sich über die Kräfte der Natur und die Einsicht des Arztes, als guter Mensch freuen; Es bleibt ihm ja doch noch Gelegenheit genug übrig seine Mittel los zu werden.

Bei Gelegenheit der Klagen unsers Verfassers „über das unbefugte Dispensiren der „Arzneimittel von Ärzten und Wundärzten“ fragt er nach einem Mittel, diesem Einhalt zu thun. Ich antworte: directe helfen Klagen und Strafen, indirecte aber ein stets aufrichtiger und kräftiger Arzneimittel-Vorrath. Dagegen jene Personen werden der Nothwendigkeit dann überhoben, (um nicht Schaden an ihrem Ruf zu leiden,) die Kranke mit verlegener Waare der Apotheke zu verschonen, um ihnen selbst angeschaffte Kräfftigern reichen zu können. Oft ist auch häusliche Noth, welche zu allem greifen läßt, oft Eigennutz, Mangel einer Apotheke an ihrem Wohnort u. s. w. hieran Schuld. Wer die Lage jener Personen an kleinen Orten kennt, der wird sich nicht wundern, daß sie oft auf den Einfall gerathen, sich an den Arzneimitteln zu erholen, wenn ihnen nem-

lich niemand für ihre Besuche und Recepte etwas ordentliches geben will. Soll der Bürger ihnen 3 bis 4 Thaler für eine Cur geben, so findet er, wenn Arzt und Wundarzt auch Sechs bis Acht Wochen lang ihre Besuche fortgesetzt haben, doch diese Forderung sehr groß, dinget wohl gar etwas ab, oder läßt sich gerichtlich belangen, und während dem, den Arzt hungern. Was sollen nun jene anders anfangen, als auf Schleichwege gerathen? Da sie doch nicht Betteln oder stehlen dürfen. — Nur zweckmäßige Vertheilung der Ärzte und Wundärzte nach Seelenzahl und Umfang des Ortes, strenge Verfolgung, wirkliche und ernstliche, auch für die Folge erspriessliche Bestrafung der Afterärzte, und fixirte Besoldung des Arztes und Wundarztes, damit sie ohne Nahrungsorgen leben können, sind die wirksamsten Mittel jenen Unfug zu steuern, dann werden keine Processe mehr in der Art vorkommen, weil die Ursache der Eingriffe in die Rechte der Apotheker, aufgehört hat.

„Die Ärzte und Wundärzte“ nach dem Hoffmannschen Rath (S. 198) „an Orten,

„wo die Apotheker nicht von dem Medicin-
 „ertrag leben können, in Apotheker umzu-
 „schaffen,“ würde freilich manchen Nach-
 theil mit sich bringen. Von den Ärzten, hat
 unser Verfasser aber wohl nichts hier, zu
 besorgen, denn da, wo sich kein Apotheker
 nähren kann, kann auch kein Arzt bestehen.
 Von der wirklichen Apothekenhaltung der
 Wundärzte im Preussischen, ist auch noch
 nie die Rede gewesen. Sollte sich aber ein
 Wundarzt, als ein förmlicher Apotheker eta-
 bliren können, so wäre gar kein Grund vor-
 handen, warum sich nicht lieber ein ordent-
 licher Apotheker daselbst ansetzen sollte.
 Dagegen wäre den Wundärzten, an solchen
 Orten ein zu ihrer Praxis nothwendiger Be-
 darf an Arzneimitteln, unter der Bedingung,
 zu gestatten, daß sie die Mittel aus einer
 privilegierten Apotheke nehmen, sie von Zeit
 zu Zeit durch den Physikus, oder ein Mit-
 glied des Collegii medici revidiren, und sich
 zuvor gehörig über ihre pharmaceutische
 Kenntnisse prüfen lassen, und sich über ihre
 Tüchtigkeit gehörig ausweisen. Diese Er-
 laubniß für die Wundärzte, bleibt freilich
 immer ein Nothbehelf, und das Publikum

würde der Willkühr der Wundärzte unterworfen bleiben, daher ich das höchst unredliche Beispiel, welches H. M. (S. 203) anführt, wonach ein Wundarzt sich die von dem Apotheker geholte Medicin, von dem Kranken habe doppelt bezahlen lassen, als wirklich geschehen, wohl zugeben will. Doch hätte der Verfasser besser gethan, jenen eigennützigem Wundarzt der Behörde anzuzeigen, als sich zu dem beleidigenden (S. 203) Ausfall verleiten zu lassen, „daß „die privilegirte Ärzte und Wundärzte oft „nichts als Pfuscher und Quacksalber wären,“ der übrigens zu nichts führt, weil H. M. weißlich Niemand genannt, und dabei ganz vergessen hat, daß seine Stimme, die, eines Nichtsachverständigen ist. Der Staat setzt ja gesetzlich keine Afterärzte an, und würde auch, wenn er gleich unsern Verf. dabei zu Rathe ziehen wollte, doch nicht besser berathen seyn; immer würde es heißen: wie kommt Saul unter die Propheten? —

Nun kommt der Verf. noch einmahl (S. 207 — 209) auf seine Lieblingsmaterie, nemlich die dem Apotheker zu erweisende Ehre und seine Wichtigkeit in den medici-

nischen Collegien (worüber schon in dieser Schrift gesprochen worden), ist auch nicht damit zufrieden, daß die Apotheker in den Preussischen Medicinal-Collegien „blos auf „Festsetzung der Rechnungen und Zuziehung zu dem Examen eingeschränkt worden.“ Dies ist aber nicht ganz richtig, weil H. M. vergessen hat, daß sie auch zu chemischen pharmaceutischen Untersuchungen und Visitationen, wobei ihre Stimme entscheidend ist, gezogen werden. Außerdem wüßte ich aber auch nicht, wozu sie noch weiter adhibirt werden sollten; denn da sie sich für keine Ärzte und Wundärzte ausgeben können, so können sie ja auch in deren Angelegenheiten, nicht mit sprechen. — Bei dieser Gelegenheit, ist ihm dann auch wieder ein gar übel gerathener Ausfall, entfahren, wenn er uns (S. 208) versichert „einen Ort (NB. vom Hörensagen) zu kennen, „wo die Prüfung der Apotheker öffentlich „geschehe, und wo die Fragen der Ärzte „die unzweckmäßigsten von der Welt sind, „und wo man eigentlich nur dann, wenn „die Prüfung an die Apotheker komme, erfahre, daß es die Prüfung eines Apothe-

„kers gelte.“ — Man denke wie lieblos! — Vom Hörensagen weiß H. M. dies alles nur, und es war ihm nicht der Mühe werth, zuvor bestimmte Erkundigung über diesen wichtigen Gegenstand einzuziehen, ehe er seine hämische Ausfälle, die Feind und Freund erbittern müssen, und welche die sprechendste Beweise von der Animosität des Verf. wider die Ärzte liefern, niederschrieb. Warum nun jenen Ort nicht genannt? damit man nicht den unrecchten in Verdacht ziehe. — Unser Verf. macht es eben so, wie die alten geistlichen Zeloten, welche durch ihr Abkanzeln, Fingerzeige auf diesen oder jenen verursachten. Da soll man denn rathen, damit es nachher heißen kann: den habe ich nicht gemeint. Ich habe denn doch auch schon manchen Apotheker prüfen helfen, kann aber betheuren, daß ich lauter zweckmäßige Fragen gethan. — Mich kann also H. M. nicht meinen, und dafür will ich ihm recht höflich danken, und eben das mögen meine Collegen so weit und breit sie nur immer gemeint sind, und die reines Gewissens sind, auch thun. Man sollte beinahe auf den Gedanken kommen,

das Examen eines pharmaceutischen Candidaten sey ein *inauditum quid*, und wenigstens so schwer, als ein Examen über die Egyptischen Pyramiden! Wie schlechte Köpfe muß es doch unter den Ärzten überall geben, die das Gedächtniß-Fachwerk der Apotheker nicht begreifen können, und daher in ihrer Angst lauter unzweckmäßige Fragen thun!! —

Es wird (S. 212) gefragt: „warum die „Ärzte, welche so viel Sorgfalt für die Bildung geschickter Apotheker anwenden, „nicht auch diese auf die Ausbildung ihrer „Mitbrüder der Ärzte verwenden, und“ (nachdem H. M. den Cursus derselben durchgegangen) „warum nicht alle Ärzte (S. 213) „zufolge dieser Prüfung das nicht sind, was „sie seyn sollen?“ — Daß die erste Frage, gehörig bereits in unserm Staate gewürdiget worden, zeigt die Einrichtung, welche mit dem Prüfungs-Cursus der Ärzte getroffen worden, und hier wäre demnach nichts zu tadeln. Die zweite beantwortet sich durch das bekannte Sprüchwort: *ex quovis ligno non fit mercurius*, und zwar aus der nemlichen Ursache, warum nicht alle Apotheker

West-

Westrums, Wieglebs, Tromsdorfs, Meyers u. s. w. sind. — Es ist gewaltig viel verlangt, der Stand der Ärzte solle hier eine Ausnahme überall machen, und es scheine demnach besser zu seyn, keine Ärzte zu haben, wenn sie nicht alle Boerhaves, Swietens, Hufelands, Franks etc. seyn können. — Doch was verlangt der Verf. nicht alles! — um die Ärzte in den Schatten zu stellen, und zu beweisen daß alle Apotheker untadelhaft sind, weil sie — Apotheker sind. Wenn H. M. aber in Hinsicht jener Prüfung fragt: „gilt hiebei noch „der Tezelsche Ablasskram?“ so bewundere ich meiner Seits, die große Langmuth der Censurtoleranz, welche voll mitleidigen Lächeln, diese Stelle nicht gestrichen hat. Die so höchst ehrwürdigen, allgemein als rechtschaffen, erfahren und geschickt anerkannte Glieder der Examinations-Commission, sind zwar zu erhaben über Anfälle dieses Gelichters, aber es wird Einem doch warm bei solchen nichtsнützigen Ausfällen!! — Woher kommt das Alles? Etwa weil die Excellenzenschaft noch nicht geboren ist? Sollte dieser Unfug nicht den Layen glau-

ben machen, es gäbe außer unserm V. keinen redlichen und geschikten Mann mehr im Staate? — und der Staat wimmelte von schlechten Ärzten und Wundärzten? und das wagt ein Mann drukken zu lassen, der noch nicht erwiesen hat, daß er von der Medicin als Wissenschaft mehr verstehe, als ich von dem Arabischen, der bis dahin er dies dargethan, immer von dem Durchstöbern der Recepte nicht viel mehr profitirt haben mag, als ein Markthelfer Waarenkenntniß besitzt, der viele Waaren oft aus und eingepackt hat.

Es ist leicht gesagt, es sollen nur ganz vollkommene Ärzte und Apotheker angesetzt werden. Der Verf. zeige nur, woher sie alle genommen werden sollen, und mancher Ort müßte ja ganz von ihnen entblößt seyn, wenn die Examinatoren nicht ein Einsehen darin haben wollten, daß die Geschicklichkeit ihre Grade habe. Hat doch überdem unser Herr Gott Nachsicht mit den betrunkenen, schlechte Waaren haltenden Apothekern, sollten denn die Examinatoren nicht Nachsicht haben mit den schwachen Brü-

dern unter den Ärzten, bis unser V. sie alle bekehrt und erleuchtet haben wird? —

Dafs die Universitäten oft leichtsinnig bei Creirung der Ärzte zu Werke gehen, ist allerdings wahr; aber sie geben ihnen ja auch nichts weiter als den Titel, und machen eigentlich keine Ärzte, weil diese, wenn sie sich in der Praxis nicht selbst dazu bilden, wohl schwerlich von irgend Jemand dazu geschaffen werden können, auch ein Examen, wie ich schon irgendwo ausgeführt habe, unmöglich vollkommen dazu dienen kann, Jemand ganz kennen zu lernen. Es sollte mir gar nicht schwer werden zu beweisen, dafs wenn ein sattelfester Examiner, alles schlechterdings nach seinem Kopfe beurtheilt wissen will, wohl schwerlich viele Candidaten bestehen möchten; denn es ist ja die Vorstellung von der Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit sehr relativ, und wie kann ich verlangen, Jemand soll völlig mit mir und Andern eine Sache aus dem nemlichen Gesichtspunct ansehen. Die Prüfenden können sich auch von den practischen Kenntnissen der Candidaten, nur eine Idee in *abstracto* bilden. Gelehrt

sprechen und geschickt handeln, sind verschiedene Dinge, und das Wissen kann nur durch Erfahrung, erst wirkliches Eigenthum werden, obgleich leider bei vielen dies im ganzen Leben nicht geschieht. Auch giebt ein oder die andere behandelte Krankheit, noch keine Gewissheit von dem Benehmen, in schwierigen und verwikkelten Fällen. Wie sich der Arzt hiebei in der Folge nehmen, und ob er die Kranken falsch behandeln werde? das kann kein Examiner im voraus wissen, und doch kommt hierauf alles an, denn der junge Arzt muß sich selbst überlassen werden. Irren wird daher ein Jeder, nur jeder besonders. In dieser Hinsicht läßt sich aber keine specielle Aufsicht über die Ärzte denken, und noch weniger können sie zur Verantwortung, über ihre besondere Ansichten gezogen werden, wenn sie nicht grobe Fehler des Leichtsinns, der gröbern Unwissenheit, u. s. w. begehen.

Dafs man aber „von den Fehlern und „Irrthümern der Ärzte nicht lese, so wie „von den Fehlern der Apotheker (S. 215)“ darin irrt H. M. In D. Hönn's Betrug-Lexicon, zweite Auflage Coburg 1761, findet

man außer Anderm genug davon, so wie denn auch über die Apothekersünden, hinreichend daselbst zu lesen ist. Wozu führt dies alles? der Laie kann dieser Bemerkungen ohnerachtet, seinen Arzt doch nicht gründlich beurtheilen. Es würde auch nur Pasquille schreiben heißen, die Fehler und Schwäche einzelner Personen anzuführen, obgleich *Exempla* genug *in promptu* sind. Auch wird Niemand die Bemerkungen über den Mangel „(S. 216) der lateinischen „Sprachkenntniß bei manchen Physikern, „und die Witzelei, über die Promotions- „handlung der Ärzte, wonach das *creare* „*doctores* aus Nichts Etwas schaffen heißt“ billigen. Unser Verf. hat aber an Manche seiner Glaubensgenossen zu denken vergessen, die das *Dispensatorium* nicht richtig übersetzen können. — Leider herrscht freilich in allen Fächern, wegen der fehlerhaften und oberflächlichen Erziehung, Seichtigkeit der Lehrart, bei einer herrschenden Sucht der jungen Leute zu Vergnügungen und Zerstreuung und Ekel vor aller Anstrengung. Diejenigen unter ihnen, welche *ad altiora* schreiten sollen, bringen eine

ärmliche Kenntniß zur Universität, vergessen dort was sie nur unvollkommen wissen, schwärmen an statt zu studiren, und viele können aus Mangel an Anleitung, den Unterricht nicht einmahl gehörig nutzen. Man ändere also den Geist der Zeit, wenn man diese Uebel abstellen will. Bei alle dem giebt es aber auch nicht wenige geschickte junge Leute, die ihrem Fach Ehre machen, und ich kann daher dem H. V. im Ernst versichern, daß nicht alle Doctores aus Nichts geschaffen sind, wie die vielen täglich erscheinenden gelehrten und brauchbaren medicinischen Schriften hinreichend darthun.

Wider die Anleitung des H. M. zu Bildung guter Ärzte, (S. 217 et seq.) wäre nun zwar nichts einzuwenden, in so fern dies Alles Andern nachgesprochen wird. Er ist hier dem v. Rassyngeschen Discours über die medicinische Policei gefolgt, hat aber noch (S. 220) Zusätze dazu verfertigt, welchen man es gleich ansieht, daß sie von unsrem V., so wie so vieles andere in seiner Schrift, eher dazu gemacht sind, die Ärzte lächerlich zu machen, als diesen armen Leuten unter die Arme zu greifen.

Manches Nützliche ist hier mit dem Wunderlichen so vertraut gepaart, daß man wirklich darüber lachen muß. — Wir wollen sie nach der Reihe beleuchten.

„Der Arzt soll in Kleidern schlafen, wie
 „der Officier auf der Wache, nicht in
 „Federbetten, sondern auf Matrazzen.“

H. M. hat nicht bedacht, daß der Officier nicht beständig auf der Wache ist, wie grausam also? — die Gesundheit des Arztes, würde durch Unreinlichkeit und Erkältung, besonders die der alten Ärzte, sehr gefährdet werden. Wenn nun H. M. seines Arztes schnell bedarf, und er müßte dann hören: er sey durch zu strenge Befolgung der Rathschläge des H. Clienten krank geworden; — müßte das seinem ärztfreundlichen Herzen nicht nahe gehen? — und wer soll ihm denn nun helfen, wenn die Ärzte sämtlich von der Erkältung, an der Diarrhoe krank sind? —

„Er trinke (S. 221) bei einer Mahlzeit,
 „nur drei Gläser Wein, und zahle 8 gr.
 „Strafe für das Uebermaafs.“ —

Das heißt doch seinen Collegen zu Schaden gesprochen — denn diese würden dadurch

sehr an Absatz verlieren wenn sie Wein verkaufen dürfen. Mancher Arzt würde durch Entziehung hier krank werden, und das hätte der V. dann wieder zu verantworten.

„Er meide alles Spiel.“

Aber, wenn er nun von dem Apotheker zu Gaste gebeten wird, so kommt dieser ja um die Spielpartie. Freundschaftlicher wäre es gewesen, wenn der H. V. verordnet hätte, der Apotheker müßte dem Arzt, (wie man zu reden pflegt,) den Daumen dabei halten. —

„Er gebe das über die Medicinaltaxe
„Erhaltene, dem Kranken wieder zurück,
„bei 10 Rthl. Strafe“ (S. 222.)

Heut zu Tage ist dafür gesorgt, daß die Belohnung des Arztes selten die Taxe übersteigt. Vermuthlich soll der Arzt hier so wie der Apotheker handeln. Aber H. M. hat nicht recht distinguirt. Die Bemühungen des Arztes lassen sich eigentlich nicht taxiren. Die Taxe ist nur der Habsucht und Härte der Ärzte, und der Undankbarkeit der Kranken zu steuern, da. Die Bemühungen des Apothekers sind auch ehrenwerth, aber es findet nur ein mittelbares Verhält-

nifs nicht ein solches genaues bei ihm, wie zwischen Arzt und Kranken, Statt. — Ist denn auch zwischen der Lebensrettung eines Vaters, einer Mutter, eines Staatsmannes u. s. w., und der Schätzung der Bemühungen des Arztes an Gelde, ein richtiger Vergleich möglich? — Der Arzt kann daher nie belohnt werden, denn Leben und Gesundheit müßten sonst feile Waare werden. Kann man öfter als einmahl sterben? ist ein verlohrenes Organ wieder herzustellen? und doch kommt hiebei Alles auf das Benehmen des Arztes, in den meisten Fällen an. — Derjenige Arzt, welcher tief genug gesunken wäre, durch Metall oder Metallswerth sich leiten zu lassen, oder ein Äquivalent seiner Bemühungen darin zu finden, hat schon alle Achtung seines erhabenen Berufs verlohren, und sich zum Handwerker herabgesetzt. Man sehe daher die Taxe, als den Maasstab des zu Fordernden, in Ermangelung eines bessern an, um doch eine Norm seiner Forderung zu haben, übrigens aber immer auf den Willen des freiwilligen Gebers. — Diesem gebe man nie Geld zurück, wenn es mit Dankbarkeit geschieht; dann aber,

wenn man so unartig ist, Rechnung zu fordern, und den Betrag derselben um einige Thaler zu erhöhen, gebe man den Ueberschuß zurück. Das gute Herz muß der Arzt zu schätzen wissen, und des Pralers Unart, von sich weisen, obgleich der Arzt in jetzigen Zeiten alle Ursach hat, seine kärgliche Einnahme zu Rathe zu halten, da er oft ganz leer ausgeht, die Zahl der Armen die der Reichen bei weitem übertrifft, und er keine 50, 100, u. s. w. Procente, so wie der Apotheker verdienen kann.

Höchst scherzhaft ist aber die Forderung: (S. 223)

„Der Physikus, stehe für alle Unordnung und Fehler der Ärzte, in seinem Physikatsbezirk; er zahle Strafe dafür, und ziehe sie von demjenigen, welcher sie bezahlen muß, wieder ein.“

Dieser Vorschlag soll, (so wie mehrere der vorhergehenden, welche ich nicht beleuchten will, da sie meinen Beifall haben), eine schuldige Vergeltung für die Anforderungen der Ärzte an die Apotheker seyn. Er paßt aber nicht zum Gegenstück. Der Apotheker kann wohl seine Leute, der Physikus

aber nicht die Medicinal - Personen seines Districts, welche er selten oder gar nicht zu Gesichte bekommt, controlliren, weil deren Handlungen selbst in seiner Nähe, wie einem Jeden einleuchtet, nicht von ihm beobachtet werden können; mithin müßte billig H. M. Strafe für solche Zumuthungen, an den Physikus erlegen.

„Der Physikus frage den Apotheker,
 „wenn in seinen Amtsgeschäften Sachen
 „vorkommen, welche der Apotheker
 „besser wissen kann und muß, um
 „Rath.“

Bene! — den geschickten Apotheker kann man wohl fragen, denn womit man beständig umgehet, davon klebet viel an. Besser aber thut er doch, im Stillen selbst chemische pharmaceutische Prozesse anzustellen, damit der geschwätzige Apotheker, nicht die Sache, zu des Physikus Nachtheil im Publikum, wie wohl zu geschehen pflegt, verbreite, denn es giebt mitunter gar entsetzlich geschwätzige Apotheker, denen Alles, besonders im Vertrauen Entdeckte, das Herz, wie man zu reden pflegt, abstossen will; da würde der arme Physikus schlimm ankommen. —

„Er ersuche den Apotheker, ihn bei
 „dem Auspakken der angekommenen
 „Waare gegenwärtig seyn zu lassen, um
 „etwas dabei zu erlernen, und verlasse
 „sich nicht auf diejenige Bücher, welche
 „Proben von der Güte der Arzneimittel
 „geben“ etc.

Das ist so ein eigener Cursus. Der Physikus
 mögte dem Apotheker, hier oft ein ungebe-
 tener Gast seyn. Vielleicht soll er aber hier-
 durch, recht nach des Apothekers Sinne zu-
 gestutzt werden, damit es heiße: seelig sind
 die da glauben und nicht sehen, und ihm so
 zu sagen, ein x, für ein u gemacht, und er
 belehrt werden könne, daß Sande und
 Hahnemann, die ächte Rhabarber nicht
 kennen, wenn sie behaupten, daß die wurm-
 stichige, verklebte, die ächte nicht sey; daß
 die mit Blei, Galbanum, Unrath u. s. w. an-
 gefüllten Ziegenbeutel, kein ächtes Castore-
 um sind. Da möchte der rechte Glaube
 unter den Ärzten, *ad libitum* des Apothe-
 kers verbreitet werden, wenn er alle die
 Bücher, die die Wahrheit sagen, für Unwis-
 sende erklärt, um in das *auto da Fé* der
 pharmaceutischen Politik geworfen zu wer-

den. Von der andern Seite könnte man immer fragen: ob ein jeder Apotheker, denn auch immer der Mann sey, der den Arzt gehörig aufklären könne? und wenn man unter Vielen, am sichersten sich nur an unsern Verf. wenden kann, so müßten ja die Ärzte von weit und breit nach Stettin reisen, um bei dem Auspakken der Waaren gegenwärtig zu seyn. Woher sollen aber die armen Ärzte, in den kleinen Städten, die Reisekosten nehmen? wer soll ihre Kranken unterdessen behandeln, und werden sie alle in Stettin Platz finden? Etwa nur einmal im Leben oder wie oft soll diese Reise wiederholt werden? — Sollten daher diese Vorschläge, wie leicht zu fürchten, unübersteigliche Hindernisse, und viele Widersprüche von Seiten der Ärzte, und auch sogar unsers Verf. (dem es bald lästig genug werden sollte, sich mit den unwissenden Ärzten quälen zu müssen) erfahren; dann rathe ich den Hahnemann und Sande, Götting und Macquer u. s. w. zur Hand zu nehmen, — und die Reisekosten nach Stettin, sind erspart. —

Zum Beschluß erfahren wir nun noch,

(S. 224) „dafs diese Vorschläge zum Theil „im Scherz gesagt sind. H. M. zweifelt aber „dennoch nicht, dafs ein Landesherr diesen, ohne Bedenken zum Nutzen des Publikums „gereichenden Entwürfen Gesetzkraft geben „werde,“ obgleich auch H. M. (S. 224) wieder zugiebt „dafs der Arzt dabei darben „müßte.“ — Da mag man nun rathen, ob man über den Scherz lachen, oder über den Ernst weinen soll. — Der Verf. hat uns absichtlich im Dunkeln gelassen, denn dafs er die armen, durch das ganze Buch geschlagenen Ärzte, nicht verhungern lassen will, (welches auch gewiß die größte Sünde wäre, die er in seinem ganzen Leben begangen hätte, und noch diejenige der Gedanken von der Giftverwahrung bei weiten überträfe) äußert er deutlich, wenn er den Himmel „dies zu verhüten bittet.“ —

Er mag es also vielleicht mit dem ganzen Werk so übel nicht gemeint haben. In unsern Zeiten aber, wo alles zur Sprache kommt, wo die Universalfiebersmittel, die Rinaldo Rinaldini's, die Xenien, die Ichsphilosophie, die Leute wie sie seyn sollten, und wie sie im Reichsanzeiger und in der

Lobsteiner Lotterie verkauft werden, nebst der Juden-Bekehrung und Ausrottung, an der Tagesordnung sind, da können auch wohl die Ärzte und Apotheker, wie sie seyn sollten, sich anschließen. Wenn aber demohnerachtet die wirkliche Welt, bleibt, wie es der Gang der Nothwendigkeit mit sich bringt; so wird doch geschrieben, gedruckt, gezahlet, und gelesen, und — die veränderliche Welt, hat auf einige Wochen Unterhaltung. —

Gedruckt bei G. Hayn, Zimmerstrasse No. 29.

1. Die Tugend der Gerechtigkeit ist diejenige, welche die
 2. Tugend der Tapferkeit ist diejenige, welche die
 3. Tugend der Mäßigkeit ist diejenige, welche die
 4. Tugend der Keuschheit ist diejenige, welche die
 5. Tugend der Frömmigkeit ist diejenige, welche die
 6. Tugend der Wissenschaft ist diejenige, welche die
 7. Tugend der Kunst ist diejenige, welche die
 8. Tugend der Wissenschaft ist diejenige, welche die
 9. Tugend der Kunst ist diejenige, welche die
 10. Tugend der Wissenschaft ist diejenige, welche die

Collected by E. H. S. & J. H. S.

Sponitzer, Georg Wilhelm

Freimüthig, wahr und deutlich, zu dem Herrn Hofapotheker Meyer in Stettin
gesprochen, über seine Schrift: Was fordern die Medicinal-Ordnungen von
den Apothekern? und über Arzt- und Apothekerwesen

Berlin 1805

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.1835

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11107479-4